

Spangenberg Zeitung.

Anzeiger für die Stadt Spangenberg und Umgebung. Amtsblatt für das Amtsgericht Spangenberg.

Er scheint

wöchentlich 3 mal und gelangt Dienstag, Donnerstag und Sonnabend nachmittag für den folgenden Tag zur Ausgabe. Abonnementspreis pro Monat 1 G. M. frei ins Haus, einschließlich der Beilage „Hof und Scholle“.

Durch die Postanstalten und Briefträger bezogen 1,20 M. Telegramm-Adresse: Zeitung. Fernsprecher 27



Anzeigen

werden die sechsgealtene 3 mm hohe (Pettit) Zeile oder deren Raum mit 15 Pfg. berechnet; auswärts 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Reklamen kosten pro Zeile 40 Pfg. Verbindlichkeit für Platz, Datenvorschrift und Beleglieferung ausgeschlossen. Zahlungen an Postkassentonto Frankfurt a. Main Nr. 20771.

Annahmgebühr für Offerten und Auskunft beträgt 15 Pfg. Zeitungsbeilagen werden billigt berechnet.

Druck und Verlag: Buchdruckerei Hugo Munzer. Für die Schriftleitung verantwortlich: Hugo Munzer, Spangenberg.

Nr. 19.

Sonntag, den 12. Februar 1928.

21. Jahrgang.

Wahrheit entspringt nicht so sehr aus dem Verstande, als aus dem Verstande.

Von Woche zu Woche.

Handbemerkungen zur Zeitgeschichte.

Die innerpolitische Situation wird nach wie vor von der Schulfrage beherrscht. Mitte der Woche nahmen die Fraktionen erneut zu den umstrittenen Punkten des Reichsschulgesetzes Stellung, doch ging man meist auseinander, ohne Beschlüsse zu fassen. Man wollte dem interfraktionellen Ausschuss nicht vorgreifen, der am Freitag auf Anregung Graf Westarp's noch einmal zusammengetreten war, um eine Klärung der reichlich verworrenen Lage herbeizuführen. Auch sonst hat es nicht an Bemühungen für eine Überwindung der Meinungsverschiedenheiten gefehlt. So hat z. B. Reichsinnenminister von Knebel den Parteien nochmals Vermittlungsvorschläge unterbreitet; weiter wurde der Gedanke in die Debatte geworfen, ob man es nicht bei den bestehenden Gemeinschaftsschulen belassen und dafür in diesen Ländern die Errichtung privater Konfessionsschulen mit staatlicher Hilfe vorsehen könne.

Entscheidende Bedeutung für die weitere Entwicklung der Dinge, die für den Lebensabend der Regierungskoalition von großer Bedeutung sind, kommt der für Sonntag anberaumten Tagung des Reichsschul-ausschusses der Deutschen Volkspartei zu. Für den Fall, daß alle Einigungsbemühungen scheitern, sind starke Kräfte bemüht, trotzdem die Verabschiedung der dringlichsten Gesetze durch den jetzigen Reichstag sicherzustellen. Zu diesem Zweck hat der Reichspräsident an den Kanzler ein Schreiben gerichtet, von dem in der Wandelhalle des Reichstags viel die Rede ist. Ein sicheres Urteil über den Ausgang des Schulkampfes ist somit im Augenblick nicht möglich.

Von den übrigen Ausschüssen des Reichstags hat der Haushaltsausschuß den Landwirtschaftsetat durchgesehen und sich dem Etat des Reichswirtschaftsministeriums zugewandt. Abgeordneter Hünlich bemängelte als Vertreter der sozialdemokratischen Fraktion die Höhe des Haushalts und glaubte, das Vorhandensein von Vermögensgegenständen dafür verantwortlich machen zu können. Der Zentrumsabgeordnete Erling stellte fest, daß die Personalausgaben der Reichswehr um 5 Proz. weniger gestiegen sind, als die der anderen Ressorts. Das deutete darauf hin, daß die Reichswehrangehörigen schlechter gestellt seien als andere Beamte. Das Plenum des Reichstags stimmte am Freitag der Verlängerung und Veränderung des Mieterschulgesetzes zu und nahm danach den Haushalts des Reichsarbeitsministeriums in Angriff. Auch hierbei gab es eine ausgiebige und recht lebhaft geführte Debatte, kommt doch der Politik des Reichsarbeitsministeriums gegenwärtig erhebliche Bedeutung zu, weil wichtige Lohnverhandlungen bevorstehen und im April Tarifverträge für 400 000 Arbeiter ablaufen! Außerdem wird auch der verschärfte Lohnkampf in der mitteldeutschen Metallindustrie in die Debatte hineinziehen.

Wirtschaftspolitische Bedeutung haben die neuen deutsch-russischen Besprechungen in Berlin. Für ihren Erfolg ist vor allem die Haltung Rußlands ausschlaggebend. Gewiß, Deutschland nimmt im russischen Außenhandel die erste Stelle ein, das kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Handelsverhältnis bei weitem noch nicht wieder erreicht ist! Heute befreit Deutschland etwa 25 Prozent der russischen Einfuhr, 1918 waren es 47,7 Proz.! Hier ist eine Veränderung notwendig, weil Deutschland Ausland am weitesten entgegengekommen ist, mit der ihm gewährten Meistbegünstigung aber nichts anfangen kann, da auf dem russischen Markt nicht die Konkurrenzfähigkeit der ausländischen Wirtschaft mehr besteht, vielmehr die Willkür der Machthaber in Moskau. Eine Veränderung wäre dahin möglich, daß Deutschland etwa ein befristetes Kontingent erhält, wie es Ausland abrigens auch einigen Mandatstaaten gewährt hat.

In der Außenpolitik ebte die mit den Räumungsdebatten in Berlin und Paris ausgelöste Welle langsam ab. Reichsaussenminister Dr. Stresemann will im kommenden März und sammelt Kräfte für die weiteren Kämpfe, die uns gerade auf außenpolitischem Gebiet bevorstehen. Ein neuer Fortschritt ist

insofern zu verzeichnen, als die französischen Sozialisten ihren Spiegelschmerz Paul Boncour desavouiert und sich für die bedingungslose Räumung des Rheinlandes ausgesprochen haben. Schade, daß es nur die Sozialisten sind, die diesen begrüßenswerten Entschluß gefaßt haben. Ein gleicher Beschluß der von Herriot geführten „Radikal“-Sozialisten wäre praktisch wirkungsvoller.

Unbefriedigend ist eine von der englischen Regierung im Unterhaus abgegebene Erklärung zur Räumungsfrage. Darin wird zwar eine Räumung begrüßt, jedoch hinzugefügt, daß die Freigabe des Rheinlandes vor den im Brüssel Vertrag festgesetzten Fristen nur auf Grund von Abkommen zwischen Deutschland und den früheren Alliierten in Frage kommen könne. England könne in dieser Frage keine anregenden Schritte unternehmen. — Selbstverständlich wird England einer sofortigen Räumung keinen Widerstand entgegensetzen, die Entscheidung liegt also bei Frankreich, das sich freilich reichlich Zeit läßt.



Der neue rumänische Gesandte

in Berlin, Petrescu Comnen, der Ende dieser Woche mit seiner Gemahlin in der Reichshauptstadt eintraf und in Kürze vom Reichspräsidenten zur Entgegennahme des Beglaubigungsscheins empfangen wird.

Hindenburg greift ein.

Reichspräsidentenbrief an den Reichskanzler. — Keine Auflösung vor Erledigung der dringlichsten Gesetze.

Reichspräsident v. Hindenburg hat an den Reichskanzler ein Schreiben gerichtet, in dem er sich gegen eine sofortige Auflösung des Reichstags im Zusammenhang mit dem umstrittenen Reichsschulgesetz wendet. Ueber den Inhalt des Briefes des Reichspräsidenten wird halbamtlich folgendes mitgeteilt:

Der Reichspräsident weist darauf hin, daß die Regierungskoalition zur

Lösung bestimmter Aufgaben

gebildet worden ist und daß es winstlos wäre, wenn diese Probleme noch vor der Auflösung des Reichstags erledigt werden könnten. Der Reichspräsident erklärt, er sei der Meinung, daß eine Auflösung des Reichstags auf jeden Fall vermieden werden müsse, da die wichtigsten parlamentarischen Aufgaben: Verabschiedung des Etats und des Agrartraktats, die dringende Lösung der mit der Agrarkrise zusammenhängenden Fragen, die Verabschiedung des Liquidationsgesetzes und der Reform des Strafrechts notwendig machen.

Eine Auflösung des Reichstags würde die umfangreichen Vorarbeiten, die für alle diese Gesetze notwendig sind, zum großen Teile nutzlos machen, und außerdem würde fraglos als Folge eine Verschärfung der innerpolitischen Situation eintreten.

Die Parteien vor der Entscheidung. Der Eindruck des Hindenburg-Briefes. — Die Fraktionen beraten.

Das Schreiben des Reichspräsidenten an den

Reichskanzler hat im Reichstag großen Eindruck gemacht. Die Fraktionen hielten Besprechungen ab und im Anschluß daran trat auch der interfraktionelle Ausschuss erneut zu Beratungen zusammen. Die Kompromißbemühungen sind wieder aufgelebt. Was die Haltung der einzelnen Fraktionen betrifft, haben vor allem die Beschlüsse des Zentrums und der Deutschen Volkspartei ausschlaggebende Bedeutung. Von deutsch-nationaler Seite wird auf eine sofortige Entscheidung hingedringt. Man erklärt,

die Verhandlungsmöglichkeiten über das Reichsschulgesetz

müßten ohne Aufschub erschöpft werden, weil die Ungewißheit, ob die Koalition die Schulfrage lösen könne, notgedrungen jede gesetzgeberische Arbeit hemmen müsse. Den wichtigsten Gegenstand der Beratungen über das Reichsschulgesetz bildet die Frage der Behandlung der schon vorhandenen Gemeinschaftsschulen. Hier waren die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Zentrum und der Deutschen Volkspartei am größten. Der letzte Vorschlag zur Überwindung der Kluft ging dahin, Bestimmungen zu schaffen, durch die in den Hauptländern der Gemeinschaftsschulen — Hessen und Baden — an dem jetzigen Zustand nichts geändert, dafür jedoch die Errichtung privater Konfessionsschulen mit staatlicher Hilfe zugelassen wird.

Teilweise wurde auch der Meinung Ausdruck gegeben, daß die jetzige Regierungskoalition schließendlich auch nach einem Scheitern des Schulgesetzes lebensfähig sei. Das Schulgesetz habe zwar eine Hauptaufgabe der Koalition gebildet, doch gelte das gleiche von den noch unerledigten dringlichen Wirtschaftsgesetzen.

Güerard und Stegerwald beim Reichskanzler.

— Berlin, 11. Februar. Die Zentrumsführer v. Güerard und Stegerwald hatten mit dem Reichskanzler eine Besprechung über die schulpolitische Lage. Im Anschluß daran trat die Fraktion zu einer Sitzung zusammen, die jedoch nur eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Man kam überein, zunächst das Ergebnis der Prüfung der neuen Vorschläge des Reichsinnenministers v. Knebel zur Schulfrage abzuwarten. Um eine Verständigung zu erzielen, sollen alle Möglichkeiten ausgenutzt werden. Einigkeit bestand darüber, daß die Entscheidung spätestens in der nächsten Woche fallen muß. Ohne vorherige Klärung der strittigen Punkte will das Zentrum an der zweiten Lesung der Vorlage nicht teilnehmen.

Ein neuer Femeprozeß.

Eine Erklärung der Oberstaatsanwaltschaft Stettin. — 9 Personen in Haft genommen. — Verhandlungsbeginn im März.

In der Presse war in den letzten Tagen mehrfach von einem Fememord in Pommern die Rede. Wie die Oberstaatsanwaltschaft Stettin mitteilt, handelt es sich um Vorgänge aus dem Jahre 1920. Bisher sind 9 Personen in Haft genommen worden. Unter ihnen befinden sich der frühere Leutnant Feine und eine Witzfeldwibel Otto. Die genauen Personalien des Ermordeten sind noch nicht ermittelt, doch ist der Staatsanwaltschaft die Stelle bekannt, wo er vergraben wurde. Die Gerichtsverhandlung dürfte im Laufe des Monats März eröffnet werden. Ueber

die Einzelheiten des Femefalles werden folgende Angaben gemacht:

1920 waren auf den Gütern Stessin, Rosenfelde und Liebenow mehrere Angehörige der Arbeitsgemeinschaft Rostock als Arbeiter untergebracht. Unter diesen befand sich auf dem Gute Stessin ein gewisser Paul Schmidt. Er wurde eines Tages von dem Leutnant a. D. Feine und dem Witzfeldwibel Otto, die sich den Wirtseulen gegenüber als Kriminalbeamte ausgegeben hatten, abgeholt. Er sollte angeblich Geheimnisse der Organisation verraten haben. Nach im Stettiner Quartier wurde er durch einen Dieb über den Kopf ungeschädigt gemacht und seiner Wäsche beraubt. Dann wurde er im Wagen nach Rosenfelde gebracht. Hier wurde im Zimmer des Administrators Witzfeld verhandelt, daß er in unmittelbarer Nähe im Walde erlegt werden sollte. Wegen des Witzfeldwibels konnten die mit der Aushebung des Grabens Beauftragten jedoch nicht tief genug in die Erde eindringen, weshalb sie die Arbeit bald einstellen. Schmidt wurde dann nach dem Gute Liebenow transportiert und

dort in einer Richtung durch Pistolenschüsse Otto und seines Gefolges und eingeschlagen.

Zum Schluss wird gefragt, als Verdächtige von dem Mord umliegend, sei die Leiche wieder ausgegraben, wegen des schlechten Geruches mit Petroleum übergoßen, in eine Decke gewickelt und von neuem vergraben worden.

Hilde Scheller im Kreuzverhör

Die Hauptzeugin im Berliner Schülermordprozess. — Der Antrag der Verteidigung auf Nichtverurteilung wird abgelehnt.

Im Anknüpfung an das Verhör des angeklagten Primaners Paul Kranz im Berliner Schülermordprozess folgte die Vernehmung der 16-jährigen Hauptzeugin Hilde Scheller, eine Vernehmung, der man der Eigenart der Tragödie wegen wohl noch mit weit größerer Spannung entgegenbarre, als den Verurteilungen des Angeklagten. Der Vernehmung der Zeugin ging eine Beratung des Gerichts voraus, die sich mit dem Antrag der Verteidigung auf Nichtverurteilung Hilde Schellers befaßte. Der Antrag wurde abgelehnt.

Ein weiterer Antrag auf Vernehmung der Sachverständigen, dahingehend, daß Hilde Scheller durch ihr Verhalten nach der Tat Zweifel an ihrer Verstandesreife hervorbringe, war gleichfalls ohne Erfolg. Das Gericht beschloß vielmehr, Hilde Scheller bereits vor Eintritt in die Vernehmung zu verurteilen.

Die Zeugin bestritt, im Gegensatz zu den Erklärungen des Angeklagten, daß es zwischen ihr und Kranz zu ernstlichen intimen Beziehungen gekommen sei. (Sofort springt Kranz, sichtlich erregt, auf und unterbricht sie mit seinem Verteidiger.) Ueber die Vorgänge an dem kritischen Sonntage erzählt die Zeugin, daß sie an diesem Tage zunächst in ein großes Hotel tanzen wolle. Als sie nach Hause und wollten schlafen gehen. Gänther's aufkommen, aber Gänther verweigerte ich, hinein-er solle ich auf den Boden schlafen legen, während ich unten bei dem Mädchen mich niederlegte. Schon war ich halb im Einschlafen, als mir einfiel, daß Paul oben keine Decke hatte. Ich brachte ihm eine hinein, und dabei haben wir uns dann geküßt. Ein verabredetes Zusammentreffen war das jedoch nicht.

Die Zeugin behauptet, daß sie höchstens 10 Minuten oben bei Kranz geblieben sei, und erzählt dann, wie sie am nächsten Tage in das Bureau ihres Vaters fuhr. Am Abend wollte sie mit einem Bekannten, der sie eingeladen hatte, in das Theater gehen. Als dieser aber absagte und es nun bereits Abend geworden war, wollte Hilde Scheller bei ihrer Freundin Ellisor übernachten. Auf dem Wege dorthin kam sie an ihrer Stieglager Wohnung vorbei und wollte oben einmal nachsehen. Als ich oben war,

kam mir mit einem Male der Gedanke, den Stephan zu begrüßen und telefonisch ihn zu mir zu bestellen. Ich wollte jedoch nicht zu Hause mit ihm bleiben, sondern mit ihm zusammen spazieren gehen.

Als ich dann später doch mit Stephan allein zu Hause war, erklärte er mir, er wolle mich heiraten. Eigentümlich, sagte er, wären wir ja schon verheiratet, und er hat mir versprochen müssen, daß er mir nichts tun wird.

Schwächelfall der Zeugin.

Um die Glaubwürdigkeit Hilde Schellers. Im weiteren Verlaufe der Verhandlung gibt der Vorsitzende bekannt, daß dem Antrage der Verteidigung auf Ladung der Polizeirätin Vießling sowie des Polizeiretters Waltraut hat stattgegeben worden sei. Sodann erhebt sich Rechtsanwalt Dr. Frey und beantragt die Ladung des Polizeivizepräsidenten Weiß, der sowohl als Zeuge wie als Sachverständiger darüber gehört werden soll, daß Hilde Scheller einen Tag nach der Tat zu ihm ins Verhandlungszimmer kam, tanzend, fröhlich und strahlend gekommen sei, daß sie ihm gegenüber alles geleugnet habe, was in der Nacht geschehen sei, und daß sie Kranz angehaßt habe, weil er ein Geständnis abgelegt habe.

Die Efelreiterin.

42] Roman von Harry Schell.

Deutscher Provinz-Verlag, Berlin W. 66. 1925.

„Sie liegt für den Wissenden auf der Hand, Mylord. Vorher ist es, bemerken, daß mein Bild: Es kommt der Tag...“ feineswegs eines meiner zuletzt geschaffenen Werke ist. Seit Jahren besteht es. Aber ich hielt es in einem nur mir zugänglichen Kasten irgendwo hinter verschlossener Tür. Nicht einmal denen, die meinem Herzen zunächst sind, erlaubte ich den Anblick. Aber als mein Freund, Horst Vanhous, das Bild von mir für die Ausstellung forderte, durchsuchte mich plötzlich der Gedanke: Das Schicksal ruht, vielleicht bedarf es meines Wertes, seinen Willen durchzusetzen.“

„Das Verbrechen ist noch ungeklärt?“ fragte Lord Percy.

Georg nickte bejahend.

„Ich wandte mich vor Jahren brieflich an Sheriff Johnston, er schrieb mir, daß alle seine Bemühungen, Thomas Alanagan und den Mann, den wir den schottischen Rob nannten, zu entdecken, vergeblich gewesen wären. Er versprach mir, mich zu benachrichtigen, falls in dieser Angelegenheit jemals eine neue Wendung eintreten würde. Aber sie sei nicht zu erwarten. Selbstverständlich nicht. War es den beiden erkrankten Menschen einmal gelungen, aus ihrer Gegend fortzukommen — in den westlichen Staaten der Union verlieren sich die Spuren von Menschen schneller und gründlicher als anderswo, ich meine, als in gut kontrollierten Staaten. Und es ist so lange her — vierzehn Jahre.“

„Und doch hoffen Sie, daß Ihr Gemälde zum Aufklärer werden könne. Und ich wünsche es von ganzem Herzen, wünsche, daß die Stürme, die das einsame Grab in den Rocky Mountains umwehen, der bleichen Efelreiterin in die kalte Erde hinunterbrausen könnten: „Du bist gerächt.“ — Doch noch eine Frage, Professor: „Was ist aus dem lieblichen Kinde geworden?“

„Mein Kind.“

Der Vizepräsident habe sich dahin geäußert, daß er noch nie eine so erschütternde Eindrücke von der Angewandtheit einer Zeugin gehabt habe, wie bei Hilde Scheller, die ihre lächerlichen Aussagen mit vollkommener Sicherheit gemacht habe.

Vom Gericht wird der Antrag auf Ladung des Polizeivizepräsidenten zunächst zurückgestellt. Bei den weiteren Vernehmungen, die sich vor allem darauf ausdehnten, wie Stephan in die Wohnung und wie sich im einzelnen die blutigen Auftritte im Schlafzimmer zugetragen, erleidet die Zeugin einen Schwächeanfall, so daß die Sitzung unterbrochen werden muß. Kurz zuvor hatte Rechtsanwalt Frey noch einen Brief zur Verlesung gebracht, in dem ihm ein Kaffeehausbesitzer mitteilte, daß er Hilde Scheller einen Tag vor der Verhandlung aus der Tanzdiele habe hinausweisen müssen, da sie sich ungebührlich benommen habe.

„Ich nicht, Gänther war's!“

Was Hilde Scheller im Morgenzimmer sah. Bei Wiederaufnahme der Sitzung schildert die Zeugin dann ihre ersten Eindrücke beim Betreten des Morgenzimmers.

Vorl.: Sie gingen dann also in das Zimmer hinein? — Hilde: Ja, ich ging hin um, sah meinen Bruder auf dem Boden liegen. Kranz lag neben ihm.

den Rücken zur Tür, von hier aus gesehen vor dem Körper. — Vorl.: Bewegte sich Ihr Bruder noch? — Hilde: Nein, er schloß nur. — Vorl.: Wo lag der Revolver? — Hilde: Hinter ihm auf der Erde zwischen dem Körper und dem Schrank nahe am Nachtsch. — Vorl.: Aniete Paul bewegungslos? — Hilde: Als ich herein kam, drehte er sich um und sagte: „Ich war es nicht, es war Gänther.“ In diesem Augenblick dachte ich erst an Hans, und da sah ich, daß das Fenster heruntergefallen war, unter dem Hans lag. — Vorl.: Was haben Sie nun gesehen? — Hilde: Mörder! — Vorl.: Haben Sie nicht gerufen: „Gänther, Gänther, das ist ja Wahnsinn!“ — Hilde: Das weiß ich nicht. — Vorl.: Warum sagten Sie denn Mörder? — Hilde: Das habe ich zu Paul gesagt, weil ich gedacht hatte, er hätte Gänther erschossen.

Dr. Frey: „Ich lege Wert auf diesen Punkt, weil es uns darauf ankommt, festzustellen, wann Sie in das Zimmer gekommen sind. Sie haben bis jetzt immer gesagt, daß Sie zwei Schüsse gehört haben und auf die Tür losgestürzt seien, die Türflinte sei nun sofort heruntergegangen und die Tür offen gewesen.“

Zeugin: „Wenn noch mehr Schüsse gefallen sind, dann muß es vorher gewesen sein.“

Dr. Frey: Sie haben aber gesagt, daß nur zwei Schüsse bis zu dem Augenblick gefallen waren.“

Zeugin: „Dann weiß ich nicht mehr, wieviel ich gehört habe. In der Aufregung kann ich einen überhört oder ebenso gut einen zuviel gehört haben. Jedenfalls bin ich, nachdem ich Schüsse gehört hatte, auf die Tür zugeföhrt. Ich kann nur sagen, daß ich heute nicht mehr weiß, wieviel Schüsse gefallen waren.“

Dr. Frey: „Ist Ihnen bekannt, daß Ihr Bruder mehrfach gedroht hat, dem Hans Stephan etwas anzutun? So soll er gesagt haben: „Ma, der kann ja was erleben!““

Zeugin: „Das ist lange zuvor gewesen. Das letzte halbe Jahr ist er auf Stephan überhaupt nicht zurückgekommen.“

Dr. Frey: „Haben Sie einmal zusammen mit Kranz phantastische Pläne zur Verübung von Selbstmord besprochen?“

Zeugin: „Wir haben zu wiederholten Malen Gespräche über Selbstmord geführt.“ — Weiter erklärt die Zeugin in Beantwortung einer Frage, daß sich ihr Bruder von jedem leicht habe beeinflussen lassen.

Nach einigen weiteren Fragen wurde die Vernehmung der Hilde Scheller abgeschlossen und zugleich die Verhandlung auf mehrere Stunden ausgesetzt.

„Sie sind ein edler Mann, Georg Sebald. Sie haben sich also nicht nur damals der armen Kleinen angenommen, sondern haben sie auch weiterhin unter Ihrem starken Schutz gestellt. Aber sie hat es Ihnen gekostet.“

Georg Sebalds Blicke ruhten fragend auf dem Antlitz des Vorders.

„Gedankt, indem es Ihnen die Anregung zu einem Meisterwerke gab.“

„Ah, Sie kennen meine „Efelreiterin“, Mylord — dort hängt sie.“

Der junge Engländer folgte der Richtung der deutenden Hand. Dann erhob er sich und trat vor das Bild, das er schweigend betrachtete.

„Eine vorzügliche Kopie“, klang es von seinen Lippen, „ohne Zweifel von des Schöpfers eigener Hand. Aber das Original ist doch eindrucksvoller.“

Da geriet Georg in Bewegung. „Wo haben Sie das Original kennen gelernt, Mylord?“ stieß er hastig hervor. „Es ist mir Selbsterkenntnis damit widerfahren. Mister Blunt, der bekannteste Kunsthändler Londons, erkund von mir das Gemälde für eine Summe, welche zur Grundlage meiner bürgerlichen und wohl auch künstlerischen Existenz wurde. Bevor ich die „Efelreiterin“ aus den Händen gab, fertigte ich diese Kopie, tausendmal habe ich meine Vorarbeit seitdem begutachtet. Der Kunsthändler entführte das Bild über den Kanal, und vierzehn Tage später besah er es nicht mehr. Er hatte es verkauft, und Blunt weigerte sich mit der ganzen Hartnäckigkeit des Geschäftsmannes, der seine Geheimnisse hütet, den Käufer zu nennen. Das schmerzte mich. Welcher Vater erlähmt nicht, zu erfahren, was aus seinem in die Fremde gezogenen Kinde geworden ist.“

Da schaute Percy Valmoir den Maler mit einem lächelnden Blick seiner staubblauen Augen an.

„Ich kaufte das Bild“, sagte er ohne wesentliche Erhebung der Stimme, „es ist der kostbarste künstlerische Schatz meines Ahnenhauses in Schottland.“

Die beiden Männer standen minutenlang wortlos einander gegenüber. Und beide fühlten, daß eine

ungeheurer Andrang des Publikums.

Sobald selten herrschte in den letzten Jahren dergleichen ungeheurer Publikumsandrang zu einer Schwurgerichtsverhandlung in Berlin-Moabit, wie zumal am Anlaß des Mordprozesses gegen den nicht 19-jährigen Primaner Paul Kranz von der Mariendorfer Oberrealschule, der bekanntlich im Mittelpunkt der furchterlichen Stieglager Schülermorde steht.

Bei seiner Vernehmung spricht Kranz in sehr leise und außerordentlich schüchtern, erst nach und nach beginnt er etwas freier zu werden. Zunächst erzählt Kranz, der am 2. Februar 1909 in Berlin der Sohn eines Musikers geboren wurde, daß sein Vater als auch seine Mutter niemals das Leben der Stieglager recht nachsichtig gegen ihn gewesen. Er habe viel Freiheit, doch behauptet er, nicht ausgenützt zu haben. Auch über sein Verhältniß zu den Lehrern hat er viel nachgedacht, und der Meinung, daß das Erziehungssystem an den höheren Schulen sehr veraltet sei, da die Lehrer die Individualität des Schülers nicht eingingen.

Kranz, der verlorene Sohn.

Im weiteren Verlaufe der Vernehmung schildert der angeklagte Primaner Kranz, daß ihn durch die Zeit immer mehr die Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit übermannte. Im Jahre 1926 verließ er das Elternhaus, nachdem er sich mit seinem Freunde 100 Mark durch Nacharbeiten in der Stadt verdient hatte. Er wollte nach Amerika hinüberreisen und später nach Amerika zurückkehren. Er gelangte aber nur bis nach Wien, wo ihm das Geld ausging, schloß er sich dem Jungmänner Orden an. Einige Zeit später veranlaßte ihn „Jungdo“ seine Rückkehr ins Elternhaus.

Die Heimkehr des verlorenen Sohnes.

Zu Hause wieder angelangt, sahte Kranz Entschluß, endlich ein anderes Leben zu führen. Er jedoch nach einem halben Jahr Gänther's kennen lernte, begann bei ihm eine große Schwärmerei zu entwickeln. Einige Zeit darauf machte er Mahlow die Bekanntschaft der Hilde Scheller.

Die Katastrophe.

Ein Reize und ihre Folgen. — Das Drama in der Schellerschen Wohnung. Im weiteren Verlaufe wandten sich die Vernehmungen dann den eigentlichen Vorgängen zu, die der Gegenstand der Anklage bilden. Die Veranlassung der traurigen Affäre war die Reize des Vaters Scheller nach Stodholm.

Der Angeklagte erklärt: Als Herr Scheller gereist war, fühlten wir uns selber überlassen. Gänther und ich hatten die Schule mehrere Tage geschlossen. Am Sonntag war Hilde mit ihrer Freundin Ellisor nach Berlin zum Tanzen gegangen. Sie holte sie vom Mahlower Bahnhof ab und begleitete sie nach Hause.

Kranz schildert weiter, wie sie am nächsten Tage voneinander schieden, und er in Mahlow bis in den Nachmittag hinein schlief. Auf Vorschlag von Gänther's Scheller führten sie dann beide in die Stieglager Wohnung.

Es sei bei dieser Zusammenkunft sehr viel getrunken worden. Verschiedene Beobachtungen hätten seine Eifersucht gegen den Hochlehrer Stephan erregt. Gänther's Scheller habe erklärt, wenn wir schon hierher, dann soll auch Stephan mit. Später meinte er noch, Hilde sollte auch kommen. Erst sollte Gänther's Stephan erschießen, dann ich Stephan, Hilde und auch mich.

Wir brachten das in verschiedenen Briefen zu Papier. Die Anregung zu den Briefen gab Gänther's. Wir schrieb den Briefe sehr unter Einfluß des Alkohols.

wertwürdige Fügung seit Jahren verbindende Fäden um sie gesponnen hatte.

„Sind Sie nun mit dem Besitzer Ihres Werkes zufrieden, Meister?“

„Die „Efelreiterin“ konnte nicht in bessere Hände gelangen. So hat Mister Blunt das Bild in Ihrem Auftrage von mir erstanden.“

„So ist es in der Tat. Ich fand Ihr Bild in den vornehmsten englischen Journalen reproduziert, und so gleich dachte ich daran, daß mußte das kleine Mädchen sein, das ich auf dem Rücken des zottigen Esels an der Seite ihres Beschülers aus der unwirtlichen Gegend wegziehen sah. Da gab ich Blunt den Auftrag, mir das Gemälde zu sichern, sollte es, was es wolle.“

„So bin ich Ihnen eigentlich zu Dank verpflichtet, Mylord.“

„Gerade das Gegenteil ist der Fall, Professor Sebald. So oft ich vor der „Efelreiterin“ stehe und mich in ihren Anblick vertiefe, der mir immer wieder erneuert die Erinnerung an eines der bestkamensten Momente meines Lebens erweckt, fühle ich mich dem genialen Schöpfer des Bildes gegenüber zu Dank verbunden. — Doch ich bitte Sie, mich aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu führen. Erzählen Sie mir von Ihrem kleinen Schilling, der inzwischen eine junge Dame geworden sein muß.“

„Alles weißt unter meinem Dache. Ich glaube überhaupt zu können, daß mir ihre Erziehung gelungen ist. Sie ist, wie ich Sie wünsche.“

„Und dürfte ich sie wiedersehen — das kleine Mädel aus den Rocky Mountains?“

„Mit größtem Vergnügen werde ich Ihren Wunsch erfüllen, Mylord.“

Georg schlug mit einem kleinen silbernen Hammer an den Gong. Dem eintretenden Stubenmädchen befahl er:

„Benachrichtigen Sie die Damen, daß ich ihnen in wenigen Minuten meinen Freund Lord Percy Valmoir vorstellen werde — war es voreilich von mir, Mylord,“ setzte Georg hinzu, als das Mädchen gegangen war, „Sie Freund zu nennen? In diesem Falle bitte ich um Entschuldigung.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Heimat

Spangenberg, den 11. Februar 1928.

Nottschrei

des Einzelhandels und Handwerks in den landwirtschaftlichen Notlandsgebieten Kurheffens.

Die beiden zuständigen Verbände, der Einzelhandelsverband für Hessen, Waldeck und Nahrungsbereiche und der Kurheffisch-Waldeckische Handwerkerbund haben durch ihre Vorstände zur Lage des gewerblichen Mittelstandes in den landwirtschaftlichen Notlandsgebieten eingehend Stellung genommen. Es mußte leider festgestellt werden, daß Handel und Gewerbe unter den Verhältnissen der Landwirtschaft ebenfalls sehr stark zu leiden hat. Von Tag zu Tag mehren sich die Hilferufe der beteiligten Kreise. Der Einfluß der Landwirtschaft, selbst für die dringendsten Bedarfsgegenstände des täglichen Lebens ist teilweise erschwerend zurückgegangen, teilweise sogar ganz und gar offiziell eingestellt worden. Das Vorgehen ist in einem ungeheuren Umfang angenommen.

Die Folge davon ist, daß im Handwerk keine Arbeitsmöglichkeit, im Handel keine Absatzmöglichkeit mehr besteht. Die Anforderungen an Steuern aller Art und an sozialen Lasten sowie die sonstigen Verpflichtungen sind aber unvermindert bestehen geblieben, ja teilweise sogar noch gesteigert worden. Die Vorstände der Verbände halten es für ihre Pflicht, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Regierung auf diese zwangsläufigen Zusammenhänge zwischen der Lage der Landwirtschaft und der im Handel und Handwerk mit Nachdruck zu lenken. Schon mehren sich die Fälle, daß die Geschäfte und Betriebe ihren Verpflichtungen dem Staat, der Gemeinde und den Privatgläubigern gegenüber nicht mehr nachkommen können.

Die Verbände erachten es deshalb für eine unbedingte Notwendigkeit, daß Handel und Handwerk dieselbe fleißige Hilfe zuteil wird, wie sie der Landwirtschaft jetzt zur Erleichterung ihrer Lage eingeräumt werden soll. Gleichzeitig bitten sie aber auch, nun nicht aus einer Angstpsychose heraus in übertriebener Form mit Auflagen zurückzuhalten, sondern im Vertrauen auf die zu erwartende Hilfe in ruhiger Weise den wirtschaftlichen Dingen ihren Lauf geben zu lassen. Insbesondere wird von den Gemeinden und sonstigen öffentlichen Körperschaften erwartet, daß sie schon jetzt ihre für die kommende Zeit vorgesehenen Aufträge vergeben und auf diese Weise den gewerblichen Mittelstand in seiner heutigen Lage auch unterstützen.

Eilige Hilfe tut auch hier Not!

4 Mütterberatung. Mittwoch, den 15. 2. 29 Uhr in der alten Schule (Kirchplatz Nr. 130). Alle Mütter mit Säuglingen und Kleinkindern sind eingeladen. Beratung unentgeltlich.

× Von einem Herfelder Sänger geht uns folgendes Schreiben zu: „Als wir vor einiger Zeit Ihre Einladung bekamen, einen Sängerbefuch nach Spangenberg zu machen, da schlugen unsere Herzen in heller Begeisterung. Die Sänger, welche die früheren Sängerklassen miterlebt hatten, erzählten mir von der Gastfreundschaft und den schönen Stunden von dort. Ich war neugierig, weil ich das erstemal mit nach Spangenberg machte. Ich war begeistert, als wir diesmal am Bahnhof ausstiegen. Der gute Empfang, die liebevolle Aufnahme in den Quartieren. Man konnte es den Leuten anmerken, es war nicht nur Gastfreundschaft, es war wahre, echte Liebe, die sie uns entgegenbrachten. Dann der Begrüßungsabend. Ich kann sagen, unsere beiden Vereine haben sich gefügt und gefunden. Für alles müssen wir Euch danken. Danken ferner für die herrlichen Worte Ihres werten Herrn Kreis Pfarrers und Herrn Bürgermeisters, aus denen die Liebe zu unserm deutschen Vaterland herausklang. Dank auch für das volle Haus zu unserm Konzert, daß es für uns eine Lust war, Ihnen unsere Lieder vorzutragen. Ein aufmerksames Publikum hätten wir uns nicht wünschen können. Für Euch muß aber nun auch die Parole lauten: Auf zu einem Gegenbesuch nach Herfeld! mit einem kräftigen: „Eins, zwei, drei Bruder Lohs!“

4 Kino. Der neueste Musikschlager „Ich hab' heut' Nacht vom Rhein geträumt...“ bildet das Leitmotiv zu dem Althoff-Film „Die Loreley“. Ein deutscher Film vom deutschen Rhein, ein Spiel von Liebe und von Leidenschaft das ein Menschenschicksal behandelt, verbürgt durch die hervorragende Darstellung, die künstlerische Regie und das unerreichte Sui generis durchschlagenden Erfolg. Dieser Stimmungsschlager, dann aber auch das gute Bespielprogramm machen einen Besuch der Lichtspiele lohnend. (S. Inserat).

× Falsch verstanden. Hiermit seien zwei späßhafte Geschehnisse mitgeteilt, die sich tatsächlich zugetragen haben sollen. Ein biederer Siegerländer Landbewohner sieht zum ersten Male Charleson tanzen und wie er die eigenartigen Bewegungen der Füße sieht, sagt er zu seinem Begleiter: „No gute loh, wat vor Bil! Ich glaube, die ha all en wait geträhre, on ronn sich de Schoß werter reiz mache! In Freudenberg ist folgendes ergötzliche Geschehnis im Umlauf: Aus dem benachbarten Hünshorn fahren am heiligen Dreikönigstage vier Männer nach Röll. Sie kommen in den Dom, in welchem der Predigt schon begonnen hat. Mit leisen Schritten schleichen sie zur Bank, um der Predigt zu lauschen. Der Prediger spricht über die Geschichte der heiligen drei Könige und sagt in seinen Ausführungen: „Und wo kommen diese drei Männer her?“ — Pause. — Dann nochmals: „Und wo kommen

diese drei Männer her?“ Darauf sagt der eine Hünshorner ganz erschrocken zu seinem Nebenmann: „Johann, segg du et, et seggen et net.“ Johann erhebt sich und ruft mit Donnerstimme zum Prediger: „Aus Hünshorn, Post Wenden, Bezirk Olpe.“

— Die Wetterlage. Der Frankfurter Wetterdienst meldet, daß der Einfluß der Nordsee überquerenden Tiefdruckgebiete sich neuerdings verlagert. Er wird sehr wahrscheinlich auch weiter anhalten, so daß in den nächsten Tagen weitere Regenfälle erwartet werden können. Die Temperaturen bleiben bei schwächlichen Winden mild.

Terzisa. In dem Nachbarort Mäherode brannte die Scheune des Landwirts Schneider binnen zwei Stunden ab. Mit knapper Not konnte das Vieh gerettet werden, während wertvolle landwirtschaftliche Maschinen total verbrannten.

Kassell. Im Kriegslozareth Franz lag vor mehr als zehn Jahren ein kranter Kasseler Landkürmer. Er war hilflos und ein Amerikaner, der dort Funktionen ausübte, betreute ihn in herzlicher Weise. Fast war's vergangen, als dieser Tage ein Brief aus Amerika in der Waisenhausstraße ankam. Der ehemalige Landkürmer drehte ihn nun um, alles stimmte und äherner erbrach er ihn. Da schrieb nun ein New Yorker Juwelier, daß er Aufträge habe, sich um ihn zu kümmern. Sein Auftraggeber sei Zahnarzt in guter Position und er, der Juwelier, aus Danzig kommend, würde gern den Dolmetscher abgeben. Da setzte sich der Landkürmer auch hin und schrieb dem fernem Kameraden...

— Im „Wehlheider Schloß“, der großen Strafanstalt „spulte“ es gehen am heiligen Tage. Die Hauptinspektoren des Strafanstalts saßen in der Zelle. Die wurde frühmorgens schon zum „Graf“ gerufen, weil ein Gefangener ein Stück Geldbrot verknabst hatte. Sein Wunsch, durch dieses „Frühstück“ ins Krankenhaus zu kommen, ging in Erfüllung... er wurde in das Landkrankenhaus eingeliefert. Gleich darauf gab wieder Alarm nach dem „Graf“. Mehrere Sträflinge waren sich in die Haare geraten, und im Verlauf einer regelrechten Polzei-Feilschei wurde einer der Kämpfer einem Arm abgerissen. Auch er vertauschte die Zelle mit dem Landkrankenhaus. Damit nicht genug... am Abend durchschritt sich ein Gefangener, der mehrere Jahre abgefeinigt hatte, die Pulsbader, so daß auch er ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Die Ursache war bald festgestellt: Im März sollte der Selbstmordkandidat entlassen werden, aber er hat dann noch zwei Jahre Arbeitshaus und... davor haben sie alle ganz gehörigen Dampf!

— Ein Friseurgehilfe aus Nordhausen war nach Kassell gekommen und fand von hier aus Stellung in Bad Wildungen. Dort wieder fand er bei seinem Prinzipal eine feste Kasse und erbrachte sie, aber es waren nur alte Briefe darin! Da packte ihn die Wut, er setzte sich auf die Bahn und als er im Hauptbahnhof ankam, begrüßte ihn die Kriminalpolizei, die dann feststellte, daß der „Gast“ bei Polizei und Gerichten nicht besonders unbekannt ist!

Hann.-Münden. Einer der bekanntesten Vertreter des Mündener Handwerks, Valermeister Teger, ist im Alter von 65 Jahren verstorben. Als Obermeister der Valerinnung, als Kreisbrandmeister und zugleich Hauptmann der Feuerwehr, als Vorsitzender des Arbeiterbildungsvereins, Armenpfleger und Vertrauensmann war Friedrich Teger lange Jahre tätig.

Corbach. In einem außerhalb des benachbarten Dorfes Lengefeld gelegenen Hause wurden kürzlich zwei in Borntosten gestohlene Räder vorgefunden. Auf dem Pechboden befand sich ein ganzes Getreidelager, ferner wurde beschlagnahmt u. a.: sechs Säcke Roggen, drei Paar Strümpfe, ein Herrenhemd, ein Pferdehalstoppel aus Leder, ein Pferdezeug mit Nadelbeslag, ein Pferdeleitriemen, zwei Eisenketten, eine Autoturbel, eine Autobrille, zwei Eimer Schmirgelpulver u. a. mehr. Das Landjägeramt Corbach bittet diejenigen, deren vorstehende Gegenstände abhandeln gekommen sind, sich auf dem Bürgermeisterrat in Lengefeld einzufinden.

Aus Stadt und Land. **× Hochschäfers „Gnadenerlass“.** In dem schon oben erwähnten Freiwald wohnt ein biederer Pferdeschäfer, dem es offenbar leid tat, daß manche Kunden, die bei ihm allzu tief in der Kreditschuld saßen, seinen Laden mieden. Und so gab er in der Ortszeitung folgenden „Gnadenerlass“ bekannt: „Allen meinen werten Kunden, welche im Jahre 1927 mit der Bezahlung für Fleisch und Würstchen im Höchstbetrage von 8 Mark im Rückstand geblieben waren, soll diese Schuld durch meine Gnade erlassen sein. Somit wird ihnen die Gelegenheit geboten, ferner den Bedarf bei mir zu decken, um in der heutigen schlechten Zeit keine Unterernährung zu erleiden...“

× Im hiesigen Stadtkonzept gegen den früheren Stadtbauinspektoren Berger, einige ehemalige Angestellte und eine Reihe von Geschäftsleuten aus Halle wurde neuerdings der jetzige Direktor der hiesigen Kommunalbank, Kurt Herzog, vernommen. Der Direktor veranlaßte den Verlust, der durch die Verschuldungen Bergers und seiner Mitbeteiligten der Stadt erwachsen ist, auf 7,3 Millionen Mark. Die Summe kann sich vielleicht etwas verringern, wenn es gelingt, einige Realisierungen günstiger zu verwerten, als man bisher annahm.

× Der Verbrecher im Kleiderhändler. Einer Meldung aus Breslau zufolge ist in der Wohnung eines dortigen Geschäftsinhabers eine Hausangestellte von einem Unbekannten, der sich in einem Kleiderhändler verborgen hielt, durch Messerstiche im Gesicht schwer verletzt worden. Der Täter hatte sich, vermutlich seit einem Einbruchversuch, bei dem er überfallen worden war, in seinem Versteck verborgen gehalten, bis sich ihm nunmehr die Gelegenheit bot, zu entfliehen.

× Zwanzig Mark verbüßt — aus Neue erhängt. Aus Regensburg wird berichtet: Der 18 Jahre alte, erwerbslose Korbmacher Josef Mann hatte für seine Großmutter, eine Gemüthsblinderin, eine Rente von 20 Mark bei der Post abgehoben. Einige Freunde, die ihn begleiteten, verstanden es, Mann zu überreden, das Geld mit ihnen zu verschlemmen. Von der Rente gepackt, daß er seine Großmutter um das Geld gebracht hat, erhängte er sich in der Nacht im Gemüthsstiller. Als man der Großmutter auf dem Markt von der Verzweiflungstat ihres Enkels, der sonst ein sehr braver und fleißiger Bursche war, Mitteilung machte, traf sie den Schlag.

× Das 33. Kind! In einem Bericht aus Landschut heißt es: Der Landwirt Ertl von Arnshofen scheint mit einem ganz besonders wohlwollenden Gebärer Storch bekannt zu sein, denn dieser Tage wurde ihm das dreifunddreißigste Kind in die Wiege gelegt. Der Sprößling stammt allerdings aus dritter Ehe.

× Drei Opfer eines Lawinenunglücks. Am Nordhange des Triftkopfes bei Järs (Borarlberg) ging eine mächtige Lawine nieder, wodurch vier Stahlfahrer, und zwar Werner Meyer und seine Frau aus Hamburg, Fräulein Leni Moritz von ebenda und Walter Kuhn aus Halberstadt, verschüttet worden sind. Die genannten Personen waren ohne Fährer und wurden während einer Rast von der Lawine mitgerissen. Werner Meyer arbeitete sich selbst aus der Lawine heraus, während man die anderen drei Personen später nur noch als Leichen zu bergen vermochte.

× Straßenbahnkatastrophe bei Diedenhofen. In der Umgebung von Diedenhofen hat sich ein Teil eines Straßenbahnzuges der Straßenbahngesellschaft Nord et Lorraine losgelöst und stieß mit einem von Hahingen kommenden Straßenbahnwagen zusammen. Die ersten Meldungen sprechen von 17 Toten und 31 Verletzten, die in verschiedenen Krankenhäusern der Gegend untergebracht worden sind. Der Straßenbahnführer ist verunfallt worden, der Straßenbahnführer hat die Flucht ergriffen. Man vermutet, daß er von Ärztinnen befallen wurde.

× Aufsehenerregender Selbstmord eines Bankiers. Nach einer Wiener Meldung hat der Mitinhaber des Bankhauses Nagel und Wortmann, Robert Wortmann, Vizepräsident der Wiener Börse, Selbstmord durch Erhängen verübt. Wie man im näheren erzählt, soll Wortmann infolge verfehlter Spekulationen in Aktien der Friedr. Krupp A.-G. Berdorf die Depots seiner Kunden angegriffen und Effekten im Wert von etwa 7 Millionen Schilling veruntreut haben. Der Verband der österreichischen Banken und Bankiers trat in später Nachtstunden zu einer Sitzung zusammen, um Maßnahmen zu beraten, durch die die Wiener Börse vor den Folgen des katastrophalen Zusammenbruchs bewahrt bleiben soll. Der Selbstmord erregt in Österreich das größte Aufsehen. Von Wortmann sind vor seinem Tode veruntreute Beträge im Wert von ungefähr 100.000 Dollar als Hypotheken auf seinen Häusern sicher gestellt worden.



Feine Fleischbrühsuppen

die mit Teigwaren, Kartoffeln, Gemüse usw. als Grundlage vortrefflich mundet, stellt die Hausfrau schnell und billig her

aus Maggis Fleischbrühwürfeln.



Trauringe

jeder Größe am Lager

Taschen-, Wand-, Haus-Stand-Uhren.

Armbanduhren für Damen u. Herren.

Wilhelm Keim / Spangenberg.

Kirchliche Nachrichten.

Sonntag, den 12. Februar 1928.

Gegensinn.

Gottesdienst in:

Spangenberg.

Vormittags 10 Uhr: Pfarrer Schönewald.

Nachmittags 1/2 Uhr: Kreispfarrer Schmitt.

Elbersdorf.

Vormittags 10 Uhr: Kreispfarrer Schmitt.

Schnellrode.

Nachmittags 1 Uhr: Pfarrer Schönewald.

Christliche Vereine:

Montag 8 Uhr: Mütterverein: Pfarrer Schönewald.

Mittwoch 8 Uhr: Jungfrauenverein 2 Uhr: Frau Lepper

Donnerstag 8 Uhr: Christl. Verein junger Männer, Bruder Groß

Freitag 8 Uhr: Wäckerhor: Bruder Groß.

Veidarbūda švafas

Flechte behaftet. Kein
gesundes Fleckchen hatte
auf dem Leibe. Durch Zucher's
Patent-Resignat-Selle wurde
Flechten in 3 Wochen beseitigt. Die Sells
100 Tausende wert. C. W. a. S. 60 Pfg.
(15 1/2), Mk. 1. — (25 1/2) und Mk. 1,50
(35 1/2), Härste Form. Dazu Judoohy-
giene a 45, 55 u. 60 Pfg. In allen Apothe-
ken, Drogerien und Parfümerien erhältlich.

FRANK

Schmiedepark

Frank-Fabriken
in Deutschland

Lagerungsburg Halle a/S
Saale
Weimar a/Rhein, Mühlhausen
Hannover a/Harz, Hallebach a/S
Erfurt a/Elbe

100 Stück
Frank
1828-1928

100 Stk. = 250 Gramm

Hofmann

Aecht Franz
mit der Kaffeemühle
das anerkannteste
auf dem Gebiet
Zichorienkaffee

Inserieren bringt Gewinn

Unterhaltung und Wissen

Beilage zur „Spangenberg Zeitung“

Ich als Stellvertreter.

Groteske von Hans Mendel, Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Ein Kohlepostbrief findet mich noch im Bett. „Sämtliche Redakteure grüppelhaft. Kommen Sie sofort. Jedes Honorar bewilligt.“

Darunter stand der Name eines führenden Verlags. Daß die gerade auf mich gekommen waren, auf einen freien Mitarbeiter, der seine liebe Not hatte mit den Herren vom Meißner —? Na schön. Jedes Honorar bewilligt. Ich ziehe mich an, überzeuge mich, daß ich noch zwei Wart fünfzehn an Geld habe und fahre mit der Straßenbahn in das große Verlagshaus.

Der Portier steht stramm und hält eine halbe Minute die Hand. Der Fahrstuhlführer fährt mich in ehrerbietiger Haltung zum ersten Stock. Einige weitere Treppen mich geriebenen Auges. Auf dem Gange kommt mir der Chef des Hauses entgegen.

„Sie müssen heute die ganze Zeitung machen!“

Und saß weiter.

Im zweiten Zimmer, das gerade frei ist, ist Zeuge, wie ich mich sammle. Da klopf es. Ein Herr im weißen Mantel steht den Kopf zur Tür hinein.

„In vierzig Minuten brauche ich den Leitartikel!“

„Mir schwindelt. Leitartikel? Ich habe lyrische Gedichte gemacht, aber nie im Leben einen Leitartikel. Eine heilige Scheu habe ich vor den Männern, die so etwas schreiben.“

Da klopf es schon wieder. Ein niedliches Blondchen mit Bubikopf und Seidenstrümpfen, Notizblock und Bleistift in der Hand.

„Zum Diktat. Feuilleton, Kunstnachrichten.“

Die Kleine, die eben noch so lustig war, ist mir elend.

„Feuilleton“, wiederholte sie.

„Sie müssen warten.“

Ich trete so, als suche ich etwas. Auf dem Schreibtisch vor mir liegt ein Telefonbuch. Ich schlage eine Seite auf und finde die Melodie einer Jagdpastorale.

„Schreiben Sie: Das Beste für die Jähne ist ein geeignetes Jagdmittel. Ein Mensch, der sich nicht die Jähne pflückt, ist ein Schwein. Man nimmt beim Jagen die Würste in die rechte Hand. Das Fahren ist eine Kunst. So, das sind die Kunstnachrichten.“

Das Fräulein schreibt, ohne eine Miene zu verziehen.

„Für das Feuilleton schreiben Sie folgendes: Schon die alten Römer kannten die Segnungen des Parafiri. Ueber Griechenland und den Ural kam diese sinnige Sitte nach Japan, wo sie zur vollsten Blüte gelangte. Ein blaues Bandchen bedeutete dem Empfänger, daß er sich zu drücken habe.“

Das Fräulein sah mich fragend an.

„Ist das alles?“

Es war ihr scheinbar zu wenig.

„Schreiben Sie: Auf Gurken Salat warme Milch zu trinken ist nur ratsam, wenn man vorher einen Liter gut erhaltenen Benediktiner genossen hat. Danke.“

Sie ging und wandte sich in der Tür noch einmal um:

„Ich bringe es gleich in die Sekerei.“

Mir war das gleich. Jedes Honorar bewilligt.

Kaum hatte ich 20 Minuten an meine süße Freundin Hedwig gedacht, als der Herr im weißen Mantel wieder erschien.

„Den Leitartikel!“

Ich sah ihn an. „Den Leitartikel!“ brüllte er. Da begann ich mich auf meine diplomatischen Fähigkeiten. „Wie geht es Ihrer Frau?“ fragte ich sanft.

„Den Leitartikel!“ brüllte er, daß die elektrische Lampe vom Fußboden zu reifen begann.

Das war zuviel. Ich wurde energisch.

„Küssen Sie mir das Kleindchen mit dem Bubikopf“, befahl ich, „sie wird Ihnen nachher den Leitartikel hinüberbringen.“

Er ging. Dann kam das Kleindchen.

„Der Bubikopf kleidet Sie gut, mein Kind. Was verdient Ihr Väterchen?“

„Wir sehen uns nur einmal in der Woche“, sagte sie und lächelte.

„Dann verdient er Prügel“, sagte ich. „Schreiben Sie: Die Lage in Zentralgalizien hat sich, seitdem Goethe seinen Augenzug wendete, erheblich gebessert, wobei der Einfluß des Rabbinats in Tilsit und des Polizeipräsidenten von Berlin nicht ganz spurlos vorübergegangen ist.“

Das sollten wir dazu sagen? Sollen wir still sein oder diese himmelstreichenden Zustände in die Welt pflanzen, daß jene, die sie hören, die Ohren gellen sollen? Wir wollen mit dem großen Shakespeare sprechen: Der Welt ist Schweigen.

„In die Sekerei, mein Fräulein.“

Sie wollte nicht gehen.

„Wollen Sie mir nicht gleich noch etwas für den lokalen Teil geben? Nachrichten sind alle ausgeschrieben.“

„Mir kam es nicht mehr darauf an. Jedes Honorar bewilligt.“

„Wie lange ist der Kassierer da?“ fragte ich arglos.

Das Kleindchen ging nachhinein.

„Er muß heute warten, seine Frau holt ihn ab.“

Kaum war ich beruhigt, denn das würde noch ein Weibchen dauern. Allmählich kam ich in die Rolle des Kleinredakteurs hinein, zog meine Krawatte zurecht, stand auf und ging weiter.

Für den lokalen Teil, Fräulein: Die Arbeitsmarktlage hat sich von gestern auf heute bedeutend gebessert. Es erfolgten nach unseren Informationen Einstellungen geringfügiger Arbeiter an prominenter Stelle.

Freuen: Die Feuerwehr wurde im letzten Jahre zweitausendachtundvierunddreißigmal alarmiert.

Drittens: Die Witwe Habertorn in der Adlerstraße feierte im neuen Jahre die vierzehnte Wiederkehr des Todestages ihres Vaters in beneidenswerter Frische. Der Verein der Freunde junger Mädchen brachte ihr einen Fackelzug.

Viertens: Durch Ueberfahren wurde eine bisher glückliche Ehe gestört. Die Frau des Mechanikers J. Plot fuhr diesem über den Mund, worauf zwischen den Eheleuten eine Schlächt entbrannte, die ihre Ueberführung nach dem Gebirgs-Krankenhaus notwendig machte.

„Ich danke, mein Kind.“

Das Kleindchen ging.

„Bringen Sie den Leitartikel in die Sekerei.“

Eine Stunde später las ich bereits die Korrekturen. Dann ging ich zur Kasse hinunter und schrieb mir eine Honoraranweisung über tausend Mark aus.

„Wollen Sie kleines Geld haben?“

„Bitte“, sagte ich höflich.

Der Kassierer gab mir fünfzig Zwanzigmarschheine aus dem Jahre neunzehnhundertzwölf.

Ich protestierte dagegen.

Da kam der Herausgeber heimlich um die Ecke geschlichen, während der Kassierer mephistophelisch grinste. In seiner Hand schwang er einen Amboshammer.

Und diesen Amboshammer schlug er mir mit Aufgebot aller Kraft aufs Siegerhaupt.

— — —

„Ich habe Honorar zu beanspruchen“, sagte ich, als ich zu mir kam.

„Die Grippe hast du“, sagte Herrmann Knappenband, der Mediziner, der Stallmeister voller Alkohol vertug.

Da begann ich mich, daß ich geträumt hatte.

„Ist Post da?“ fragte ich.

Meine Obe an Hedwig war von einem Magazin mit bestem Dank und ohne daß ein Urteil mit der Rückgabe verbunden war, abgelehnt.

Da schmerzte ich es in das Kognatglas, das Herrmann mir vorhielt: Nie wieder mache ich eine Zeitung!

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast...

Praktische Anwendung der Vererbungs Wissenschaft.

Von Georg Biesenthal.

Vor einiger Zeit wurde bekannt, daß in bayerischen Strafanstalten kriminalbiologische Untersuchungen vorgenommen wurden. Es hieß, daß im Zuchthaus Straubing eine Sammelstelle für das durch diese Untersuchung gewonnene Material eingerichtet sei und daß eine Verfügung des Justizministeriums bestimme, die Ergebnisse solcher Forschungen in den Strafregistern der einzelnen Gefangenen niederzulegen. Neugierig hörte man aus Sachen, dessen Justizministerium eine erbologische Kartothek größeren Umfangs eingerichtet hat.

Es handelt sich hier um nichts weniger als um die ersten Versuche, die Theorien der Vererbungs Wissenschaft für die Rechtsprechung nutzbar zu machen. Es soll dem Richter möglich sein, bei seinem Urteil die erbliche Veranlagung des Kriminellen zu berücksichtigen, also nicht bloß das Milieu, sondern auch die Konstitution des Angeklagten zu bewerten. Bis heute konnte das Gericht über diese Dinge nur mittels der Sachverständigen-Gutachten urteilen, und die Frage, ob erbliche Konstitution für ein bestimmtes Verbrechen ausschlaggebend gewesen, ließ sich nur auf Grund von Vermutungen mehr oder minder leicht beantworten. Jetzt will man die Erbanlagen von Kriminellen tatsächlich systematisch erforschen, das heißt: alle Mitglieder solcher Familien, in denen Fälle von Kriminalität auftreten, untersuchen und die Ergebnisse in einer großen Kartothek vereinigen, die damit auch die Mitwirkung schädlicher Faktoren wie Alkoholismus, psychische Entartung, körperliche und geistige Minderwertigkeit usw. aus dem Vorhergehenden zutage fördern wird.

Wie mir Dr. Fetscher, der Leiter dieser Kartothek am Schächlischen Justizministerium, mitteilte, hat er bereits 4000 Familien mit über 50.000 Personen registrieren können — das bedeutet also, daß von jeder Familie durchschnittlich 12 Mitglieder untersucht worden sind. Erst diese Vollständigkeit bürgt für zuverlässige Schlussfolgerungen. Es ist also von vornherein ein ausgedehnter Organisations-Apparat notwendig, um die zur Aufnahme in die Kartothek erforderlichen Vorarbeiten leisten zu können. Zunächst gegen die Personalakten, die der Gefangene von seiner Familie angibt, an alle in Betracht kommenden Behörden zur Ergänzung durch Altkennzettel, Nachforschung bei den Weiblichen usw. Ist dann alles, was über die einzelnen Familienmitglieder bei den polizeilichen Zentralstellen bekannt ist, für die Kartothek erfasst, so wird der Eindruck ergänzt durch persönliche Kennenlernen, graphologische Analysen, Körpermessungen (die bekanntlich für die Erforschung der Konstitution sehr aufschlussreich sind), psychische Beurteilung. Es entrollt sich das erbologische Bild und was bisher als das „Schicksal“ einer Familie wurde bezeichnet wurde, erweist sich als streng geschlossene Kette kausaler Zusammenhänge. Schon ist man mit der Arbeit am Schächlischen Justizministerium soweit vorgeschritten, daß bei 15% der zur Behandlung kommenden Strafproben dem Richter Auszüge aus der erbologischen Kartothek vorgelegt werden können. Die Beurteilung eines Angeklagten auf Grund eben dieser Kartothek ist dann ein erster Akt praktisch angewandter Erbologie.

Aber wirklich nur ein erster Akt. Denn die Bedeutung der Erbologie für die Praxis ist damit noch längst nicht erschöpft. Sie erstreckt sich weiter auf das gesamte Gebiet der sozialen Fürsorge und Erziehung. Der schon erwähnte Gründer und Leiter der Kartothek hebt zum Beispiel den bisher oft übersehenen Umstand hervor, daß von vornherein die Verschiedenheit der Erbanlagen bei Kriminellen beträchtliche Unterschiede in der Erziehbarkeit

bedeutet. Es bedeutet eine unfruchtbare Kraftverschwendung, wenn bei jedem Verbrecher ohne Kenntnis seiner Erbanlagen volle soziale Eingliederung als Ziel der Erziehung im Gefängnis angestrebt wird. Deshalb sei eine Erziehung der Kriminellen nach ihrer Erziehbarkeit erforderlich. Man müsse ferner den Verwandtschaftskreis auch der Minderwertigen ausreichend erforschen, um den Einfluss der sozialen Umwelt gegenüber dem Keimplasma abzugrenzen.“

In diesem Fall wären als Zentren für die Anlage einer Kartothek jene Stellen zu wählen, in denen die sozial ungünstigsten Erbanlagen — die „Minusvarianten“ — zur Beobachtung gelangen: also die Blinden, Taubstummen, Krüppel, Irrenheil-Anstalten, die Arbeitshäuser, Hilfsschulen, Heime der Fürsorge-Erziehung usw. Man hat ja schon auf dem letzten Internationalen Kongress für Vererbungs Wissenschaft mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der man über Kultivierung und Züchtung von Pflanzen und Tieren sprach, auch die menschliche „Aufzucht“ behandelt, hat bereits im Preussischen Ministerium für Volkswohlfahrt einen Beirat für Rassenhygiene geschaffen, der sich vorwiegend mit der Frage der Sterilisierung von Epileptikern und Zbioten

beschäftigt hat — alle diese Untersuchungen basieren hauptsächlich auf der erbologischen Forschung.

Außerordentlich wichtig ist die erbologische Kartothek ferner für die Ehe- und Berufsberatung. Ueber vererbte körperliche und seelische Eigenschaften der Eheandidaten muß sich der Berater schon aus hygienischen Gründen orientieren können; Männer und Frauen mit gleichartiger erblicher Belastung sollten einander nicht heiraten — junge Menschen nicht einen Beruf ergreifen, der ihrer Konstitution nicht entspricht und etwa Krankheiten hervorrufen könnte, zu denen eine Neigung in der betreffenden Familie an sich schon besteht.

Ein Beispiel für die Anwendungsmöglichkeit erbologischer Karteien. Der Berliner Augenarzt Dr. Gessler hat schon lange, bevor man sich amtlicherseits mit diesen Dingen beschäftigte, auf privatem Wege eine Kartei geschaffen, aus der die Erblichkeit der verschiedensten Augenkrankheiten — Kurzsichtigkeit, Weitblickigkeit, Schielen, ja sogar die Vererbung der Augenfarbe — ersichtlich ist. Seit 27 Jahren hat er nicht nur seine Patienten, sondern eben auch deren sämtliche Verwandte — soweit dies nur irgend möglich war — registriert, und seine Kartei wird als die vollständigste Privatkartei der Welt bezeichnet. Ebenso haben auch schon einzelne Ständesämter erbologische Familienregister eingerichtet, und es ist nun nicht weiter verwunderlich, daß die Fachleute jetzt, wo schon so viele Ansätze vorhanden sind, von einer Aufnahme des erbologischen Inventars der gesamten Bevölkerung des Reiches sprechen. Der Wert einer solchen „Inventuraufnahme“ steht wohl außer Zweifel (erst kürzlich haben wir haben Untersuchungen über Unterkrankungen in Württemberg den Nutzen einer Landeskartei für bestimmte Erbkrankheiten ganz offensichtlich gemacht), ihre Verwirklichung wird jedoch zunächst infolge des Mangels an Geldmitteln scheitern. Mit einem Ausbau der kriminalbiologischen Karteien — allein für diese stehen bisher finanzielle Gelder zur Verfügung — muß man sich wohl vorläufig schon zufrieden geben.

Auf den Spuren G. A. Hoffmann's.

Zu Gustav Meyrinds 60. Geburtstag — 19. Januar.

Von Dr. Leonhardt Hutten.

Gustav Meyrinds Name ist am meisten genannt worden, als er seine Romane „Der Golem“ und „Das grüne Gesicht“ veröffentlichte (1915 und 1916). Wer hätte nicht wenigstens den nach dem Roman gearbeiteten Golem-Film gesehen? Das Geheimnisvolle, Fantastische, Gespensterhafte hat damals alle Kreise, die gebildeten wie die ungebildeten, interessiert und, noch mehr, sie gepackt. Auf dieses Absonderliche, Dämonische frechen auch schon seine ersten Romane hin, als er noch Mitarbeiter des „Simplissimus“ war, nennt er doch selber: „Die Ordinen seltsame Geschichten! Und das ist sein Verdienst, daß er diesen Stoff, der vor hundert Jahren auch unseren Ahnen schon so stark gefiel, wieder lebendig gemacht hat. Man hatte ganz G. A. Hoffmann und seine Fantastik und capricios vergessen — bei Meyrind sind sie wieder aufgefunden. Anfanglich hat es viele gegeben, die dieses ganze Gebiet verdammen, bis ihnen dann aber eingeleuchtet ist, daß selbst Goethes Faust in diesem Geleise läuft.“

Meyrind ist durch die vielen Jahre hindurch seinem Stoff treu geblieben, auch da, wo er ihn an die Wirklichkeitsgeschichte anknüpfte, wie in seinen „Goldmacher“ (1926), die in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinabtauchen, wo die Alchimisten — das sind die Goldmacher — an den goldgierigen und sehr wohlbedürftigen Höfen eine außerordentliche Rolle spielten. Er hat dabei manches aus eigenem hinzugefügt, trotzdem jene Zeiten ja schon reichlich genug des Mystischen und Grotesken enthielten. Und das lebt auch in seinem letzten Werk, dem erst im vergangenen Jahre erschienenen „Engel vom westlichen Fenster“ wieder. Ein Gegenabbild von Dämonen, Vemuren, Verstorbenen, Wiedererlebten durchwimmelt und durchtobt das ganze Buch, daß das Empfindliche wirklich eine Gänsehaut überlaufen kann. Meyrind ist zum Glück kein Bielschreiber, so daß man nicht auf viele Wiederholungen stoßen wird, er versteht großartig, das Abstruse durch Wit, Schärfe, Spott, Ironie anziehend zu machen — darauf beruhen ja auch seine Erfolge in den Parodien auf Frenschens „Jörn Uhl und Hilgenleitz“. Einst stand Meyrind beinahe allein auf weiter Flur: es kamen neben ihm wohl nur noch Hans Heinz Currens und Rubin in Betracht. Heute ist die Schar derer, die in Duktismus, Magie, Mystik und Theosophie „machen“, Legion, und so hat sich durch diese Ueberflut beim Publikum Ueberdruß eingestellt. Und die meisten von diesen Schreibenden des Metaphysischen, darunter nicht bloß die Halbgebildeten, selbst Dichter nehmen die Sache zu ernst und legen ihre Fingerringe dem Publikum auf

hore Münze hin, auf einem Gebiete, wo wir immer einem
rind weit überlegen. Diesem ist ein Epitaph, ein Sattler und
alles die Fantasie schaffen. "Doch, das kann
schwer sein, wieder so durchlaufende Erfolge zu erzielen
und so erfolgversprechende Werke zu schaffen, wie den
jedenfalls Kraft zu neuem Tun.

Sandbrombeere.

Die Brombeeren werden in der Regel für reine
Naturfinder gehalten, denen im Garten nur ein Platz
durch Unkraut zufallen könnte. Das ist ein bedauer-
licher Irrtum, denn es gibt kaum eine köstli-
chere Frucht als eine völlig reife Brombeere. Säuer-
lich-wässrigen Geschmack haben nur die unreifen
Früchte. Es gibt auch kaum etwas Köstlicheres als
Brombeergelee. Nur das Gelee von schwarzen An-
tisbeeren kann sich daneben sehen lassen.

Der Dahn des Asklepios.

Im Nacener Museum hängt ein Bild von Peter
Paul Rubens, das einen Dahn darstellt, der stolz
dieses Bildes hängt mit einem besonderen Ereignis im
Leben des großen bläulichen Malers zusammen.

Der Herzog von Mantua, Rubens nach Rom
entfand, damit er dort einige ältere berühmte Bildwerke
kopieren sollte. Mächtig erkrankte der Künstler heftig und
zog einen Arzt zu Rate, weil die Selbstbehandlung keinen
Erfolg hatte. Der Arzt war ein Deutscher. Als er den
Rater kurtierte hatte, brachte ihn dieser eines Tages jenes
Bild, das jetzt im Nacener Museum hängt. Der Arzt
war natürlich sehr erstaunt und fragte Rubens, worauf
das Bild des stolzen Dahnens anspielen sollte.

"Weil Ihr ein Arzt seid, der mich in der ewigen Stadt
der Alten geheilt hat," entgegnete Rubens. "Wie jene dem
Gott Asklepios einen Dahn opferten, wenn er sie geheilt
hatte, so habe ich Euch nach meinen Kräften dieses Dant-
opfer dargebracht."

Nächtliche Jagd.

Skizze von Clara Keller.

(Nachdruck verboten.)

Dr. — Ich weiß nicht, warum mich das so überaus vor-
nehme Hotel, das im schmerzlichen Burgensil neu erbaut ist,
immer beim Vorübergehen an besondere Ereignisse er-
innert. Was es an der kompakten, mächtigen Bauart, an
Mauern, und zurückliegenden Fenstern, an den dicken
aufgesetzten Ausbauten? Ich vermag es nicht zu sagen. . .

Mein Freund Arno v. Ritter hatte mich benachrichtigt,
dass er nach Aus der Erholung kommen würde. Das freut
mich. Er war mir früher eben lieb gewesen, jetzt als
fremder sollte er meine Fürsorge in erhöhtem Maße
verlangen. Ich fuhr also in einem Wagen zur Station,
um ihn nach dem sehr hoch gelegenen Kurort zu bringen.
Unterwegs, beim langsamen Hinauffahren, machten
wir kleine für Spaziergänge und Ausfahrten.

Als wir dann an dem mächtig sich reckenden Burg-
hotel vorüber kamen, konnte ich mich nicht enthalten,
beim Anblick dieses Hauses überfallen. Arno v. Ritter
wachte sich überrascht zu mir, sah mich verwundert an
und sagte:

"Ja, was bedeutet das, haben Sie einen sechsten
Sinn?"

"Wie?" rief ich lachend.
"Na hören Sie, es ist ein wenig seltsam. . ." Dann
griff er nach seiner Uhr, stellte die Zeit fest und sagte:
"Wir wollen um vier Uhr im Burghotel Kaffee trinken,
nicht wahr? Ich bringe Sie jetzt in Ihre Wohnung, fahre
Zeit ab. . . Da will ich Ihnen dann die Geschichte er-
zählen, die sich in dem Hotel abgespielt hat. Einver-

Die Eselreiterin.

Roman von Harry Scheff.

Deutscher Provinz-Verlag, Berlin W. 86. 1925.

Aber einer von ihnen hat das Mitleid zurück-
gedrängt. In seinem gebräunten Gesicht, das von
einem fahlgelben Bart umrahmt ist, prägt sich ein
Gedanke, er festigt ihn nicht los, diesen
je länger man das Bild betrachtet. Dieser Mann
streckt die Hand fühlend über der Toten aus.
Seine zuckenden Lippen fluchen ihren Mörder, ver-
stehen denjenigen, der dieses hohe Leben zerstört
herausgerissen hat. Worte zu vernahmen: "Es kommt
der Tag — der Tag der Rache — der Tag, da der Blig-
niß der ewigen Vergeltung seinen Bericht
niederzuschreiben wird."

Unter Mitarbeiter schwieg, und Professor Schold,
der sich während dieser Auseinandersetzung langsam
in einen Sessel hatte gleiten lassen, stützte das Haupt
in die Hand und blinzelte sinnend vor sich nieder.

"Ich kann Ihrer vorher ausgesprochenen Meinung
nicht beipflichten, Doktor," sagte er nach langer Pause.
"Was sollte ein Künstlerleben das nicht alles er-
träumen haben? Ich gebe ohne weiteres zu, daß
Naphelet freis eines Modells bedürfte, aber der dra-
matische Zug meines Bildes — weshalb sollte er nicht
ein Bild viel Aufsehen erregen, daß von Jahren
von Professor Reide in Königsberg — ja, glauben Sie
lag, vor welchem zwei Unglückliche auf einem morchen
Sag stehen, im Begriff, sich in den rauchenden Wühl-
bach zu stürzen?"

"Ich möchte den Vergleich Ihres Gemäldes mit
dem Bild des Königsberger Malers doch nicht ohne
weiteres zugeben. Dort zittert jenseitungsüberne
Seele des Künstlers, der als Mensch an dem Ge-
schehen nicht unbeteiligt geblieben ist. Ihr Gemälde
ist aus einem großen Schmerz entstanden, aus dem Mit-
gefühl eines guten Menschen — doch bitte ich um Ver-

Ich nicht. Da hielt der Wagen.

Wir hatten einen wunderschönen Platz auf der Hotel-
terasse erwählt, ich achtete aber kaum auf die elegante
Gesellschaft um uns herum. Mit Ungeduld wartete ich
darauf, daß mein Freund die Zigarette in Brand setzte.
Er erhob seinen Sessel dicht zu mir, sah nachdenklich
vor sich hin und begann mit leiser Stimme zu berichten:

"Es war im vorigen Jahre. Weil ich Arno sehr liebe,
war ich mit einem Freunde hierher zur Erholung ge-
gangen. Abend früh sahen wir nach anstrengenden
aber schönen Tagestouren in einer Ecke dieser Veranda.
Wir genossen den Fernblick über die Berge da drüben.
Der helle Himmel machte die Tannen dunkler und die
Lust klarer. Jener Abschnitt der Berge erschien dadurch
größer, weiter, ich muß sagen, unwirklicher. Wir tauschten
bei einem ständigen Trunt Gedanken aus, darüber, wie es
am politischen Himmel ausfiel. Dennoch aber überließen
wir uns, gelangengenen durch die schöne, duftende
Abendstimmung, jener lässigen Träumerei, die der Seele
und dem Körper wohlthat."

Dabei entging uns vieles von dem, was in unserer
Umgebung geschah. Wir beachteten daher auch nur sehr
oberflächlich die allabendliche späte Anfahrt eines Auto-
mobils, das gedämpft fauchend aus dem großen Torbogen
kam, um dann leise dort, vor der breiten Treppe, zu
halten. Ganz beiläufig war unsere Aufmerksamkeit auch
auf einen Herrn gelenkt, der alsbald aus dem Haupt-
eingang trat, sich zu dem Chauffeur setzte und davon fuhr.
Das mußte sehr häufig geschehen sein, so häufig, daß
es uns auffiel, als es eines Abends fortblieb."

Am Mittag, einige Tage darauf, erschien plötzlich das
Automobil wieder. Der Herr sah diesmal im Rückblick,
in seiner Gefaschtheit befand sich eine Dame. Abends fuhr
das Auto früher ab. Die Dame begleitete den Herrn.
Sie war tief verschleiert an seinem Arm aus dem Hause
gekommen, und es schien, als ob sie widerstrebend folge.
Wir fragten den Kellner, der uns noch eine Flasche
Rheinwein hinstellte, nach dem Namen des Fremden. Wir
hörten, daß er sich "Herr Schmidt aus Berlin" nannte,
ein wenig seltsam sei und Nachtsfahrten liebt. "Aha,"
dachten wir, "das wird seiner Begleiterin nicht gepaßt
haben, und darum dieser störende Gang an seinem Arm."

Am nächsten Abend erschien das Auto wieder. Wir
sahen geduckt durch die grüne Blätterwand. Der Herr kam
schnell die Treppe herunter, allein, sah noch einmal
zum Fenster empor und fuhr dann rasch ab.

Es war ein Regentag. Kein Gast mehr auf der
Veranda. Unsere Gedanken beschäftigten sich mit dem ab-
fahrenden Manne und seiner Gewohnheit, nachts Touren
zu machen. Es schien recht sonderbar, und wir waren in
einer merkwürdigen Stimmung. Da hörten wir einen
leisen Schritt; aus demselben Torbogen, aus dem das
Auto zu kommen pflegte, trat die fremde Dame. Sie
trug aber unverhüllt, den schwarzen Mantel umgeworfen, den
Veranda, eine unbeschreibliche Angst prägte sich in ihrem
Gesicht aus. Mit unsicheren Schritten strebte sie nach dem
dunkleren Teil der Treppe, dahin, wo wir saßen. Fast
war sie an unserem Tische angelangt, als wir sie einer
Schwäche ergriff wurde. Sie sank auf einen Stuhl, und
ein unterdrücktes aber erschütterndes Weinen durchdrang ihre
ganzen Körper.

Wir waren ratlos. Offenbar war die Dame krank,
oder ein furchtbarer Kummer bedrückte ihr Herz. Sie
lag über ihren Arm hingeworfen, aber an den Zudungen
ihrer Schulkern sah man, daß sie litt.

Da fahle ich mir ein Herz. Ich ging zu ihr, legte
meine Hand auf ihren Arm und fragte, ob ich etwas für
sie tun dürfte.

Die Wirkung war furchtbar. Sie sah mich wie eine
fremde Erscheinung an, ihr Leib lag wie im Fieber,
ohne einen Laut von sich geben zu können, schlugen ihre
Zähne aufeinander. Mühsam erhob sie sich. Sie wollte,
und geleitete sie bis zum Eingang des Hotels. Dort
brückte ich, ohne sie loszulassen, auf die Klingel. Mit
Hilfe eines herbeigerufenen Zimmermädchens brachte ich
sie auf diese Weise bis zu ihrem Zimmer, wo ich sie dann
dem Mädchen überließ.

Am nächsten Morgen, Herr Professor, wenn ich mit ungeschickter
Hand die Sonde an eine Wunde stoßen ließ, Sie sind
bereit — nein, nein, nein, ich bedarf keiner Antwort
mehr. Ich gehe und — verschweige alles."

Unter Mitarbeiter glaubte ein seltsames Auf-
tauchen in den Augen des Professors zu bemerken.
Die Prüfung seiner Züge erinnerte ihn in diesem
Augenblick an den wilden Ausdruck, den der Vater in
seinem Gesicht griff er nach seinem Hut, aber Professor Se-
bald hielt ihn zurück.

"Ich möchte nicht, daß Sie etwas verschweigen,
Doktor," sagte er mit dumpfer Stimme, "alles ist We-
sentlich, alles Voraussicht des Schicksals. Wenn
wir mit unserer erbärmlichen menschlichen Kurzsicht
Ihr kommen — unsere höhere Gewalten zu Wort.
Ich gebe zu, daß mir die Erinnerung, die Sie nicht,
als ich jenes Bild malte. Und während ich es tat,
zitterte in mir wie eine düstere Flamme beständig der
Gedanke: "Es kommt der Tag. . ."

Wir haben somit nur einen Wunsch des berühm-
ten Künstlers erfüllt, als wir diese Unterredung
wiedergaben. Sie wird das Interesse für das jetzt schon
berühmte Gemälde, dem die Preisrichter die höchste
Anerkennung nicht versagen werden, nur noch steigern.

XII.

Im Frühstückszimmer des "Europäischen Hof", des
vornehmsten Hotels der Residenz, stand ein junger,
eleganter Mann in der Vertice dieses von dem hervor-
ragenden und gelehrten Tagesblatt des Landes ge-
brachten Feuilletons vertieft.

Versteht in des Wortes wahrer Bedeutung.
Denn vor ihm stand das reichhaltige Frühstück un-
berührt, der Tee war längst erkaltet.
Der tadellos bestrichene Kellner, der im Hinter-
grund des kleinen Saales an der eigensgerichteten
Ardenz lehnte, blinzelte ein wenig verwundert auf den
Mann, der zuerst mit großer Hast, als hätte er keine
Minute veräumen, das Frühstück bestellt hatte und
jetzt keine Notiz von ihm nahm.

Auch am nächsten Tage war das Bettler
befand mich nach Tisch in meinem Zimmer
Briefe. Da klopfte es leise an die Tür. Ein
mir gebracht, darin stand: "Beobachten Sie, um
willen, heute nacht das Automobil, es wird um
abfahren."

Ich ging mit dem Brief zu meinem Freunde,
ihn und sagte dann:
"Ob es nur ein Scherz ist oder nicht, das
beobachtet werden."

Der Wirt stellte uns ein Automobil zur Ver-
fügung, das unbemerkt bereitstellen sollte.

Um zwei Uhr morgens kam nun tatsächlich das
Auto wirklich daher. Es fuhr langsam und
dem Kurort heraus, um bald in großer
davonzufahren. Wir so nahe und so leise als
hinterher. Mein Freund als Beobachter, ich als
Mitfahrer.

An dem langen Tunnel stoppte das Auto, als
der Blick schlug es da in unser Gesicht. Das Auto
Wir hielten auch still, am Wegrand, halb in der
graben. Unsere Nerven waren wie Draht gespan-
nert. Die Luft war kühl, die Lichter waren
Gerüche von bunten. Elementen, die sich
in der Gegend und insbesondere in der Nähe
am Tunnel gelegenen sehr schönen Villa ge-
deute aufwiegeln, fielen uns ein. Was sollte das?

Einer von den beiden Männern verließ das Auto
verschwand im Walde. "Herr" und "Chauffeur"
sahst gleiche Mäntel, wir vermochten daher nicht zu
scheiden, welcher von den beiden im Auto zurückge-
blieben war. Es wurde immer heller. Ich begann für
eine Panne zu martieren, mein Freund für eine
schärfer auslugend hinter dem Führer. Ich dachte
sich lange bis sich das graue Auto wieder in der
setzte. Wir wieder leise hinterher. Nach fünf
fährt stand der Mann aus dem Walde am Weg-
rand, wie er den Chauffeur zum Stillhalten be-
zogend einstieg, dann auf ihn einsprach und Pezzer
reichte. Uns wurde immer bestemmener zu Mut
bedeutete das alles? Da kam eine Wegbiegung,
graue Auto wandte um. Ich sah meinen Freund
Wir verständigten uns durch Blicke.

In höchster Geschwindigkeit fauchte das graue Auto
uns zu. Aber wir waren vorbereitet. Wir bog
fuhren im gleichen Tempo nach. Eine tolle Fahrt
— Wer würde Sieger bleiben, und wie würde diese
enden? Mein Freund beugte sich über mich und
sagte: "Wo eine Möglichkeit zum Telefonieren ist, las mich
springen, denn nur so können sie uns nicht entziehen."

Kurort bog das graue Auto ab, es fauchte mit einer
fährlichen Schwung auf eine ziemlich tief ab-
Chaussee, die, wie ich mußte, einige Stunden vor
zur nächsten Stadt führte, aber viele Stunden vor
Meine Gedanken kreisten fieberhaft. Daß die
vor uns gefährlich waren, und schlimme Pläne
also nicht entkommen durften, stand in mir fest. Ich
Sah was mein Freund draußen. Mit großen Schrit-
ten lief er nach dem Kurort zurück. Wie an Wasser-
ich allein dem grauen Auto nach.

Der Lärm meines laufenden Wagens, die Schreie
der Fahrt und die Gedanken, die in mir tobten, zogen
mich in einen unbeschreiblichen Zustand. Regen
mein Gesicht und machte mich zuweilen blind; der
gebeugte Boden spritzte hoch und bedeckte mich mit
Wasser.

Mein Blut kochte. Eins nur fühlte ich klar:
vor dir sind Schurken! Du mußt ihrer habhaft wer-
den und koste es auch dein Leben! Ich sah die Zähne
einander, als ob es mir dadurch möglich würde,
Motor zähres, stärkeres Leben einzuflohen, ihm
Willen und meine Kraft zu geben; ich presste
Körper auf den Sitz, meine Hände an die Lenk-
mühte mein Wagen und ich zusammenzuwachsen. So
wir wohl eine halbe Stunde, die mir wie eine Ewig-
keit vorat. Ich weiß nicht, was ich alles empfand,
immer wieder dachte ich: "Wenn die Kerle umgeben
sich wegschießen, haben sie die Bahn frei!"

Wir fauchten durch schlafende Dörfer.
Endlich — es war fast ganz hell geworden, als
in einem Dorf einen Mann. Ich rief ihm zu, er
sollte mich anhalten.

Dabei vermochte der Kellner nicht einmal das
sicht des jungen Mannes zu sehen, das eine von
funde zu Sekunden steigende Erregung widerstand.
Plötzlich faltete er das Zeitungsbild zu
lieh es auf den Tisch fallen und richtete sich zu
lischer Höhe an.

"Kellner!"
"Wolord befehlen?"
"Ich wünsche mein Auto — bitte, bleiben Sie
— wo wohnt Professor Georg Sebald, ich meine
berühmten Vater?"

"Der Professor Sebald bewohnt seine Villa
Promenadenweg."

"Gut, verständigen Sie meinen Chauffeur,
Gersten Wolord das Frühstück nicht
nehmen? Der Tee ist kalt geworden, ich werde
bringen."

"Mein, ich danke, es genügt. Gehen Sie jetzt
sorgen Sie für das Auto."

Der junge Mann sprach deutsch ganz fließend
forreht, doch mit leicht englischen Akzent. Der
den ihm der Kellner gegeben und der ihm ge-
beistellte ja auch jeden Zweifel an seiner Abstam-
Er war Engländer und bewohnte seit zwei Jahren
sogenannten Fürstentum in der Europäischen

Als ich vor das Bild trat, war es mir, als rann
Jahre über mich hinweg, nach rückwärts entflie-
rissen, nieder. Ich sah mich in den Wäldern
sah mich neben dem alten Sheriff Murray, wie
aus meiner Seele — richtig, Sheriffs Johnstons.
dem Bild wiederzugeben war: Das arme, lange
in den Abgrund hineinuntergefallen, ihre Seele
das letzte "Lebewohl" sagte, die rauhen Männer
sich des Kindes wie ein Vater annahm. Der
dem Gemälde, aber er ist es, der es geschaffen
müß es sein. Sauter
Walter ist es, der es geschaffen

Das Dessauer Bauhaus und seine Kritiker.

Im letzten Jahre hat der Deutsche Werkbund eine maßgebende Vereinigung moderner Künstler, und vor allem der „Ring“ der Modernisten, in Stuttgart durch seine Ausstellungen für die neuen Bauformen Propaganda gemacht. In zwei Jahren (1930) wird in Berlin eine Kiefern-Ausstellung erfolgen, die ebenfalls von dem Ringen um die Bauformen unserer Zeit Zeugnis ablegen soll, und an der auch der Deutsche Werkbund beteiligt ist. Gerade jene Stuttgarter Ausstellung und die Ausfahrt auf die nahebei liegende Schau haben die Kritiker und Gegner der neuen Bauformen auf den Plan gerufen. Zwei Fronten haben sich gebildet. Die eine hat ihren Schwerpunkt im Dessauer Bauhaus, die andere wird von der älteren Generation gehalten. Die Probleme, um die es sich in diesem Kampf dreht, sind zu wichtig, als daß man die Kontroverse einfach als „Kritikerkrieg“ abtun könnte. Denn diese Fragen, die auf dem Felde des Hausbaus ausgetragen zu werden scheinen, greifen in Wahrheit viel tiefer in das geistige und kulturelle Leben unseres Volkes ein.

Nach dem Programm der Modernisten sollen die neuen Bauformen der Ausdruck unserer Zeit sein. Früher, in einer individualistisch gerichteten Epoche, war es möglich und richtig, auch im Hause diesen Individualismus Ausdruck zu geben. Heute ist unter dem Einfluß des Krieges und der sozialen Revolution das Bild des Menschen ein anderes geworden. Der Mensch fühlt sich mehr denn je als gesellschaftliches Wesen, als „Bürger politisch“. Dieses neue Gefühl, das seine nationalen Grenzen anerkant, hat nicht nur unser deutsches Volk, sondern alle Kulturvölker ergriffen. Daher kann es auch nicht ein russisches, ein deutsches, ein französisches, ein englisches, ein amerikanisches Haus geben, sondern es muß — auf der Grundlage einer allgemeinen, gleichen Gesetzmäßigkeit — eine Hausform zu schaffen sein, die von Moskau bis New York „Gültigkeit“ hat. Oder auf noch kleineren Rahmen beschränkt, stellt sich der Gegenstand früherer Zeiten zu unserer Gegenwart so dar: Früher konnte man sich einen gewissen Luxus in der Wohnung gestatten. Man konnte dekorativen Schmuck anlegen, um des Schmuckes willen. Heute, wo die Hausfrauen oft selbst berufstätig tätig sein müssen, muß ihnen nicht immer Dienstmädchen zur Verfügung stehen, muß dieser Luxus aus den Wohnungen verschwinden, muß das Leben des Einzelnen bis ins kleinste rationalisiert werden. Da hat die „Dekoration“ natürlich keinen Platz.

Wenn die neuen Formen, die im Extrem eben von dem Dessauer Bauhaus und seinem Leiter, Professor Walter Gropius, und anderen propagiert werden, Ausdruck der neuen Gesetzmäßigkeit sein sollen, so kann der Gegner dieser Anschauung einwenden, daß der Gedanke des Volkstums durchaus nicht ein nationales Eigenleben ausschließt, daß also sehr wohl die Formen der Bauten nach den nationalen Unterschieden verchieden sein müssen, in Rußland anders als in Italien, in Amerika anders als in Deutschland. Auch bei Anerkennung einer übernationalen Völkergemeinschaft braucht der Individuelle, durch den Volksgedanken bestimmte Gesichtspunkte nicht ausgeschaltet werden, ganz abgesehen davon, daß klimatische Verhältnisse in den verchiedenen Breiten auch Unterschiede in der Formgebung des Hauses bedingen. Unter ewig blauem Himmel mögen die Flachdächer das Richtige sein. Dem Charakter des deutschen Menschen und der deutschen Landschaft entspricht aber — meinen die Kritiker — gerade der schiefe Giebel. Und im Hinblick auf die puritanischen Bestrebungen in der Wohnungskultur, können die Kritiker den Modernisten entgegenhalten, daß gerade eine Zeit, in der die Menschen im schwersten Wirtschaftskampf stehen, ein behagliches, mit erspöndlichem Luxus ausgeschattetes Heim als Notwendigkeit erheischt.

Es ist gut, daß angesichts dieser divergierenden Ansichten über die Notwendigkeiten der Aenderung unserer Bauformen ein so anerkannter Kritiker wie Fritz Stahel den Kampf eröffnet hat, und es ist gut, daß der Feindhandelsbund von Vertretern und Anhängern des Dessauer Bauhauses und der verwandten Werkbundzentren aufgenommen worden ist. Denn die Öffentlichkeit muß ein wohl und allseitig unterrichteter Zeuge bei der großen Auseinandersetzung über die Bauformen sein, die 1930 auf der Berliner Ausstellung stattfinden wird und muß!

Noch waren fünf Minuten nicht vergangen, als der junge Mann den Vorgarten der Sebaldischen Villa durchschritt. Auf sein Glockenzeichen öffnete ein neit gekleidetes Dienstmädchen die Tür, ließ ihn in die bilbergeschmückte Vorhalle eintreten und fragte:

„Wen darf ich melden?“

Er handigte ihr eine schmale Karte ein.

Und dann öffneten sich vor ihm die Türen, er stieg die teppichbelegte Treppe empor, und an der Schwelle des Ateliers empfing ihn Professor Sebald.

Ein fast unwillkürlich forschender Blick aus den Augen des Professors flog über die Erscheinung des Besuchers dahin.

„Sie sind es, Mylord — Sie sind es wirklich — mir ist es, als träumte ich. Ich hatte nicht gehofft, Sie noch einmal wiederzusehen, Lord Percy Balmour, aber um so größer ist meine Freude — willkommen!“

Georg streckte ihm die Hand grüßend entgegen, der junge Lord lächelte sie mit feinem, innigem Druck.

„Sie können stolz sein, Mylord Sebald, sehr stolz und sehr zufrieden mit sich. Während ich im Grunde genommen, seitdem wir uns zum ersten und letztenmal sahen, derselbe geblieben bin, nichts als Lord Percy Balmour, was in meinen Augen nicht allzuviel bedeutet, haben Sie die Höhe Ihrer Kunst erklimmt, haben sich Verühmtheit geschnitten.“

Mit einer lächelnd abweisenden Bewegung führte Georg seinen Gast in den von Sonnenlicht erfüllten Erker, sie ließen sich in den behaglichen Polstersejeln nieder.

„Was hat Sie in unsere Residenz geführt, Mylord? — Doch ich begreife, Sie nehmen an den Festen teil, welche Hof und Stadt veranstalten.“

Lord Balmour nickte. „Und gestern besuchte ich die Kunstausstellung“, erwiderte er ohne vordereitenden Uebergang, „und erblickte Ihr Bild. Wie ein Sturm umwehte mich die Erinnerung. Von den vielen Gemälden standen, wie ich zugleich vor Ihrem erschütterndem Erlebnis, wie ich keine Fabel, als ich einzeiger: das ist Wahrheit. Aber heute erlaube ich aus der Zeitung, daß Sie Ihr Geheimnis preisgegeben haben. Gewiß nicht ohne Absicht, die ich zu erraten glaube.“

(Fortsetzung folgt)

Bahnbrücken, Bahntunnels in Deutschland. Dazu ein Notizbuch mit diffizierten Vermerken. Es hatte sich also tatsächlich um Männer gehandelt, die Wägen vorhatten. — Uns war ein guter Fang geschnitten.

Sofortige Nachforschungen hier im Kurort ergaben, daß das schöne Haus, unweit des großen Tunnels, einer Ruffin gehörte, die eine der interessantesten Erscheinungen im Kurort gewesen, und zu deren Begleitung die ungläublichsten fremdlandschaftlichen Erscheinungen gehörten. Als man das Haus durchsuchte, war jedes lebende Wesen daraus verschwunden; aber auch hier fanden sich große Mengen Sprengstoffe und Waffen.

In den nächsten Tagen war der Kampf des Toten im Walde gefahrt worden. Nun, er hat seine Straße bekommen, da das gefundene Material belastend genug war.

„Was aber ist aus jener Dame geworden, die vor den Männern gewarnt hat?“ fragte ich.

Mein Freund hob die Schultern.

„Man hat nichts mehr von ihr gehört und gesehen. Sie war wohl zweifellos eine Deutsche; sie stand wohl in der Abhängigkeit von jener Bande, insbesondere schien sie die Geliebte des Haupttäters gewesen zu sein. Und es hat sich gezeigt, daß ihr das Vaterland doch teuer war, als ihr Geliebter.“ Das eine weiß ich jedenfalls noch, daß ich mehrere Wochen hindurch die Ueberanstrengungen meiner Rüsteln und meines Herzens verspürte, und daß die Nacht von damals mit ihrer wahnwitzigen Verfolgung noch manches Mal in meinen Träumen wiederkehrt.

Das Parlament bei Kerzenschein.

Belichtungseffekte in einer Stadtratssitzung.

Während des Wahlkampfes für das neue Präsidium des Eisenacher Stadtrates ereignete sich ein eigenartiger Zwischenfall. Wollig verlagte nämlich das elektrische Licht und die Stadtväter saßen völlig im Dunkeln. Da es ihnen vermutlich nicht ganz gelang, durch das Leuchten ihrer eigenen Lichter einige Helligkeit in den finsternen Saal zu bringen, beschloß man sich zunächst mit einer Stallschleuse auf dem Vorstandstisch und dann mit Kerzen rings zwischen den Seiten der Abgeordneten. In diesem feierlichen Kerzenschein vollzog sich nun die weitere Wahl der Mitglieder des neuen Präsidiums. Als der letzte gewählt war, flammte das elektrische Licht wieder auf.

Vielleicht war es nur ein Zufall, aber es will uns scheinen, als ob dieser Zufall uns etwas besonderes zu sagen hätte. Hat er die sonst so leberne Präsidentenwahl etwas humoristisch gestalten wollen, oder hatte er es darauf abgesehen, die Wahlhandlung ganz besonders feierlich zu gestalten, indem er die Stadtväter zwang, sich des weihewollen Kerzenscheins zu bedienen? War es dann wieder Zufall, daß das elektrische Licht gerade in dem Augenblick wieder aufflammte, als das letzte Vorstandsmittglied gewählt war? Es wird sich nicht ergründen lassen, ob dieser Zwischenfall eine besondere Zügung des Schicksals war. Aber könnte man nicht bei anderen Gelegenheiten ähnlicher Art diesen Zufall willkürlich herbeiführen? Gena so, daß plötzlich bei der Abstimmung über ein Gesetz die Lampen im Parlament verlöschen und die Diener mit Fackeln und Leuchtern, die sie mit würdevollen Schritten herbeiführen, erscheinen? Und dann, wenn das Ergebnis verkündet worden ist, erstarrt plötzlich der Raum wieder in hellem Licht, zum Zeichen der Freude über das angenommene — oder durchgefallene Gesetz? Das ehrliche Pathos der Debatter würde sich ja bedeutend wirkungsvoller sein, wenn die Worte nicht im hellen Parlamentsaal, sondern durch den im Kerzenschein liegenden Raum erklingen. Ganz weihnachtlich muß es den Abgeordneten zu Mute sein. Fehlt nur noch, daß eine verborgene Orgel ihre Stimme erhebt. . . Vielleicht ließen sich auch durch verschiedenfarbige Windlichter noch besondere Effekte erzielen, um den Beratungen der Volksvertretungen mehr Wärme zu geben!

von einem ganzen Stabe fradgeschwängter Kellner, öffnete mit einer tiefen Verbeugung den Schlag.

„Für welche Zeit befehlen Mylord das Diner?“

Der Wirt des „Europäischen Hofes“ ließ es sich bei einer solchen Gelegenheit nicht nehmen, seine Sprachkenntnis finkeln zu lassen. Er sprach englisch.

„Halten Sie das Diner ebenfalls für dieselbe Zeit bereit wie gestern“, antwortete der junge Mann freundlich. Dann ließ er sich auf dem olivgrünen Lederpolster seines Autos nieder. Der Chauffeur, ein junger, barlosler Mann, turbelte an, und der Wagen rollte dahin, gefolgt von den bewundernden Blicken des „Europäers“ und seiner Garde.



bestimmen, daß das graue Auto abzufangen sei. Er überließ die Hand am Ohr, ich wußte nicht, ob er mich gehandelt hatte.

Die beiden Autos flogen weiter.

Das meine in immer geringeren Abstand von dem andern. Alles tauchte vor meinen Augen. Nun kam eine Straße, hinter der die Landstraße vor meinen Augen enden mußte. Wie der Blick war das graue Auto, dessen Insassen längst gemerkt hatten, daß sie verfolgt wurden, herumgelaufen, und mich und meinem Wagen umwühlte Schmutz und eine Auspuffwolke. Trotz der Helligkeit, in die ich und mein Wagen kamen, wenn ich jetzt dem Nehmen der Kurve die Geschwindigkeit nicht ließ, sah ich durch ein Wunder hell herum, und hatte das graue Auto wieder vor mir, das seine Geschwindigkeit nun noch vergrößerte. Der Wagen war prächtig bemalt, für meine ungleich schwächere Maschine bei diesem Tempo wohl kaum noch erreichbar, wenn ich jetzt nicht ausschließlich auf Tod und Leben losfuhr, oder mir von anderer Seite Hilfe kam.

Das graue Auto flog, faust! Seine Geschwindigkeit mußte über 100 Kilometer betragen; — jetzt mußte es um die höchste Ecke des ganzen Kreises — dort herum mußte es, wo aus dem Waldesabhang ein Granitfels ins Freie und die Straße eine jähe und kurze Biegung machte. Warnungstafeln schrieben hier zehn Kilometer vor und harte Puffsignale. Das graue Auto mußte jetzt die Geschwindigkeit von 100 Kilometern mindestens auf den fünften Teil herabsetzen. Wenn ich nun meine größte Schwindigkeit beibehielt, konnte ich den Wagen fassen. Ich schloß los, aber der Graue vor mir dremste nicht. Mit dem gleichen, wahnwitzigen Tempo raste der Wagen weiter; — jetzt — in der nächsten Sekunde war die Stelle erreicht. — Ich sah den Wagen wie einen grauen Komma dahinschießen; es stümmerte wie ein unruhiges Schloß auf einer Kinetoleinwand; — im nächsten Augenblick sah er um die Ecke. — Rauch und Staub wogen mir entgegen, drangen mir in Augen und Ohren; aber trotzdem empfand mein zum äußersten angestrengtes Herz ein inallotriges, kurzes Geräusch, dann wurde es still. Ich setzte die Geschwindigkeit herab, und bog rasch nach rechts um den Granitvorsprung; und — — — das war aber was das? — Ich mußte jäh stoppen, — auf der Straße, an der Grabenstraße lagen die Trümmer und Stücke des mit furchterlicher Gewalt zerstückelten, in Zitterer geschlagenen, Autos. Das austretende Benzin und einige Holzstücke brannten.

Mit mächtig schlagendem Herzschlag hielt ich und jagend ab. In den Trümmern, mit dem bis zur Untermöglichkeit zermalmenen Koffers, lag zerborsten und zerknüllt der Körper des einen Fahrers. Ich beugte mich herab — und mußte vor der Gräßlichkeit des Anblicks die Augen schließen. Ich hörte Stimmen und blinnte auf. Mein Freund, mit zwei Gendarmen saßen in einem Auto an. Er hatte den halben Kurort aufgeweckt, jedes erreichbare Telefon in Bewegung gesetzt, und die ganze Umgebung auf die Beine gebracht.

„Ah — so ist die Sache ausgelaufen?“ rief er jetzt — und befahl die Trümmerstücke. „Auch gut. Aber sie wären aus einem Fall entwichen. Auch in Oberzell ist die Schanze bereits gesperrt, die Seitenwege sind alle besetzt. Aber wo ist denn der andere?“

Erst jetzt merkte ich, daß der zweite Automobilist fehlte. Wir sahen uns an, unteruchten die Trümmer, den Abhang — der zweite blieb verschwunden. Er mußte vorher, von mir unbemerkt, abgesprungen sein.

„Er wird uns nicht entkommen“, sagte mein Freund. „Wenn er im Walde fest, so wird er gefaßt. Die ganze Umgebung ist gesperrt.“

„Nun wurden die Trümmer eingehend untersucht. Wir fanden scharfgeladene Waffen, Werkzeuge und Lade, um dem Wagen einen anderen Anstrich geben zu können. Im zweiten End des grauen Automobils des Toten fanden sich Karten. Pläne. Photoavbilden über wichtige Gebäude

Die Eselreiterin.

Roman von Harry Esch.

Deutscher Probing-Verlag, Berlin W. 66. 1925.

Der Gast des „Europäischen Hofes“ trat an eines der Fenster und blickte auf die Straße hinaus. Aber er sah nicht die festlich gekleideten Menschen.

In der Tat, ganz seltsam, in diesen vierzehn Jahren, die seit jenem Wintertage in den Rocky Mountains vergangen sind, ist mir die Erinnerung an die Begegnung niemals erloschen, wie eine qualende Frage hat sie in mir fortgelebt — eine Frage, die ihrer Antwort harri!

„Das Auto ist vorgefahren“, meldete der Kellner. Er stand schon mit Hut und Handschuhen und Stod. Eine Minute später bestieg der Engländer das elegante und doch wichtige Auto. Der „Europäer“, umgeben



Zwei Tage und drei Nächte vom Vulkan bedroht.

Von Prof. Robert F. Griggs.

Die kürzlichen Erdbeben in Süddeutschland und auf Katalon, der kleinen vulkanischen Insel in der Gegend von Barcelona, deren furchtbarer teilweiser Untergang am 26.-27. August 1883 noch in der Erinnerung der Älteren lebt, lenken die Aufmerksamkeit erneut auf die unterirdische Tätigkeit der Erde. So entstieg aber auch das Unglück von Katalon, eine der größten vulkanischen Katastrophen seit Menschengedenken, leicht seine Wunde nicht um entzweiten Seiten herum: eine Last, die vielen unbekannt ist, weil der Ausbruch in einer menschenleeren Gegend vor sich ergangen ist und erst Jahre darauf von mehreren Expeditionen der National Geographic Society unter Führung von Professor Robert F. Griggs geklärt wurde. Aber jetzt liegt der überaus fesselnde und abgelenkende Bericht des Entdeckers in Buchform unter dem Titel „Das Tal der Zehntausend Dämme“ bei F. A. Brockhaus in Leipzig vor, dem wir eine dramatische Schilderung entnehmen. Wie heftig der Ausbruch gewesen ist, zeigt folgende Beschreibung mit allen ihren Vorzügen und außerdem ein noch einmal so großes Gebiet von der glühenden Lava verschüttet worden. In Wien hätten die Einwohner durch fauchhaltigen Regen schmerzende Brandwunden davongetragen, und Leipzig hätte infolge des Ascheregens 6 Stunden lang in völliger Dunkelheit gelegen! Man kann sich leicht denken, daß die Katastrophe in Wirklichkeit nicht die deutsche Metropole betroffen hat.

Die Geschichte des Ausbruchs beginnt nicht mit einer Beschreibung des Vulkans und der warnenden Vorboten, die den großen Explosionen vorausgegangen sein müssen. Davon wurde nichts wahrgenommen, denn die Gegend ist von menschlichen Wohnungen zu weit entfernt.

Niemand in Kodai, einem kleinen Küstendorf 170 Kilometer vom Katmai-Vulkan entfernt, ahnte, daß sich etwas Ungewöhnliches ankündigte, bis die volle Gewalt der Explosionen losbrach. Viele Stunden, bevor man von dem Ausbruch etwas merkte, mußten sich indes Ereignisse abgespielt haben, die in einem dichter bevölkerten Gebiet von allen Zeitungen der Welt auf der ersten Seite in Fettdruck gemeldet worden wären. Erst als Leben und Eigentum der Bewohner von Kodai bedroht wurden, sah man ein, daß ein Ausbruch gewaltigen Ausmaßes getätigt wurde.

Das Wetter war schön; plötzlich, ohne andere Warnung als das allmähliche Herankommen einer eigenartig dunklen Wolke vom Nordwesten, begann am Donnerstag, dem 6. Juni, etwa 5 Uhr nachmittags, auf Kodai graue Asche zu fallen.

Anfänglich wurde die fallende Asche neugierig bestaunt, und die Leute setzten sorgfältig Proben davon zusammen, um ein Andenken an ein Ereignis zu haben, wie sie es nie zuvor erlebt hatten und wahrscheinlich nie wieder erleben würden.

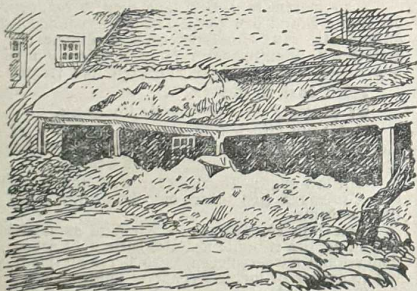
Kodai war daher fast ebenso überrascht, wie Kassel es sein würde, wenn einer der erloschenen Vulkane des Siebengebirges plötzlich wieder erwachen und es mit Asche übersäuen würde.

Allmählich einjend, nahm der Aschenregen zu, bis er um 6 Uhr abends als „schwerer“ angesehen wurde. Gegen 7 Uhr war er so dicht geworden, daß er das Tageslicht verdeckte. Er hüllte das Land in völliges Dunkel, und zwar zu einer Jahreszeit, wo es in jenen Breiten fast vierundzwanzig Stunden hindurch hell ist.

Die Asche häufte sich in der Nacht stetig an; um 3 Uhr ließ der Regen jedoch nach und hörte am Morgen des 7. Juni um 9 Uhr 10 Minuten auf.

Dieser Aschenfall bildet die Unterschicht verhältnismäßig grober grauer Asche, wie sie jetzt auf dem Boden liegt. So, wie sie ursprünglich fiel, war diese Schicht etwa 12 1/2 Zentimeter hoch; sie hat sich aber später auf etwa vier Zentimeter gesenkt.

Während der Nacht bewachten die Leute größtenteils ihre Fassung. Als der Aschenregen am Morgen allmählich ihre Fassung.



Asche vor und auf einem Haus in Kodai. Die Asche sieht fast wie Schnee aus, ist aber in Wirklichkeit zerriebenes Gestein von gewaltigem Gewicht und richtete großen Schaden an.

nachließ und schließlich aufhörte, glaubten sie, nun sei alles vorüber. Sie hatten indes nicht die leiseste Ahnung von dem Herd des Ausbruchs.

Außerdem waren sie auch — und zwar noch auf viele Tage — vollständig von der Außenwelt abgeschnitten, weil die Funkstelle von Kodai — auf der Insel Woody — außer Betrieb war. Von Rodai hatte in sie eingeschlagen, und sie war während des Ausbruchs abgebrannt. Das Funkgerät des amerikanischen Ruffutters „Manning“, der damals in Kodai Kohlen einnahm, war nicht zu brauchen, da die Luft übermäßig mit Elektrizität geladen war.

Der Bericht des Kapitäns R. W. Perry von der „Manning“ ist zugleich die lebendigste und zuverlässigste Darstellung des von der Bevölkerung in jenen schweren Tagen gemeinsam Erlebten. Sym sind alle folgenden Stellen entnommen, soweit nichts anderes gesagt ist.

„Alle Bäche und Brunnen waren nun verstopft, denn etwa 12 1/2 Zentimeter Asche war gefallen. Wasser erhielten die Einwohner von der „Manning“ und dem Schoner „Metha Nelson“, die am Ende des Docks lagen. Wir

schufen Abwasservorrichtungen, um Trinkwasser zu bekommen, und beheizten diese mehrere Tage bei.

„Mittags hatte der Aschenregen wieder eingelegt. Um 1/2 Uhr nahm er an Stärke zu, bis es um 1 Uhr nachmittags unmöglich war, weiter als fünfzehn Meter zu sehen. Diese Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern, und wir überlegten, ob die „Manning“ nicht besser in See stechen solle.

„Indessen kam dies nicht in Frage, da nur wenig Bewohner fort wollten und man an Bord allgemein der Meinung war, alle oder keinen mitzunehmen.

„Während des Nachmittags besuchte ich die beiden Wirtschaften des Ortes. Da ich fand, daß die Leute sich betranken, so ersuchte ich die Wirte, Feierabend zu geben. Sie taten dies bereitwillig, denn sie waren mit mir der Meinung, in diesen schweren Stunden müsse jeder den Kopf klar halten.

„Um 2 Uhr nachmittags hüllte uns pechschwarze Finsternis ein. Schwere elektrische Luftströmungen wurden beobachtet, und unsere Funkstelle war stumm. Ein paar Flüchtlinge waren an Bord, und die Nacht des 7. verbrachten wir unter besorgtem Aussehen. Wir fanden wenig Schlaf, und die Morgendämmerung des 8., die wir sehnlichst erwarteten, erschien nicht.

„Obwohl wir alle gefrige Asche entfernt hatten, waren Decks, Masten und Rufen wieder damit beladen, ebenso



Das neue Weltwunder, das bei dem Ausbruch des Katmai entstanden ist: das „Tal der Zehntausend Dämme“. Unzählige Gumaolen entströmen dem überall gebohrten Boden. Diese ungewöhnlich große Naturkatastrophe unserer Zeit wurde von Prof. Griggs entdeckt und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten zum zweiten amerikanischen Naturpark erklärt. Amerikanische Finanziers machten sich, wie wir erfahren, bereits ans Werk, um diese an Schönheit der Landschaft nicht zu übertreffende und jetzt völlig ungesüheliche Gegend dem internationalen Reiseverkehr zu erschließen.

wie die Boote des Ruffters. Die Asche bestand nunmehr aus feinem Staub und Flöcken und war von gelblicher Farbe. Schwefeldämpfe durchzogen manchmal die Luft, und viele dachten an Pompei und sprachen von seinem Untergang. Auf den Bergen in der Nähe hörten wir Aschenlawinen niedergehen, die erstickende Staub- und Aschenwolken ausstießen.

„Alle Mann waren von 7 Uhr morgens an dienstbereit. Die Leute prallten bei der Arbeit an Deck oft aufeinander, da die schwach glühenden elektrischen Birnen und Laternen die schreckliche Finsternis nicht auf nennenswerte Entfernung durchdringen konnten. Die Befehle waren ständig mit Schreien, Lärm, und vier Wasserstrahlen aus den Feuerlöschschläuchen spritzten unaufhörlich auf das Schiff, um es von seiner schrecklichen Last zu säubern. Manchmal schien es vergebliches Bemühen.

„Die Glocken der griechischen Kirche dröhnten draußen in der Finsternis, und die meisten, wenn nicht alle, aus der Gemeinde tasteten sich hin, um dem Ruf zum Gebet zu folgen.“

Niemand, der jene Schreckensstage durchgemacht hat, vermag, bei der Erzählung seiner Erlebnisse die furchtbare Finsternis zu erwähnen. Sie übertraf nach allgemeiner Schilderung die Dunkelheit der schwärzesten Nacht dazwischen, daß man sich keine Vorstellung davon machen kann, wenn man sie nicht selbst erlebt hat. Viele haben mir erzählt, es sei unmöglich gewesen, eine Laterne auf Armesweite zu sehen; so dicht war die Aschenwolke, die alles einhüllte.

Die Gefühle, die durch den Aschenfall ausgelöst wurden, werden von J. G. Schwantes, Postbeamten auf dem Dampfer „Dora“, lebendig beschrieben, der das Gebiet des Aschenregens durchfuhr:

„Und nun begann der eigentliche Aschenregen; er fiel in Schüben; er umwirbelte und umkreiste uns. Die Schwerkraft schien mit der Richtung seines Luftstroms nichts zu tun zu haben. Die Unterseite der Decks schien ebensoviel abzuverrinnen wie die Seiten oder die Decks unter unseren Füßen. Seltsames elektrisches Licht war bloß wenige Schritte weit zu sehen, und wir konnten uns an Deck nur mühsam zurechtfinden.

„Die Deckoffiziere mußten die Fenster des Ruderhauses dicht machen; selbst so konnte der Mann am Rad nur mit größter Schwierigkeit den Kompaß erkennen, dazwischen dichter Staub erfüllte den Raum.

„Unterdesse ungenutzten fäulnis düstere Blitze das Schiff, und andauerndes Donnernrollen, manchmal gleichzeitig mit dem Blitz, erhöhte das Schreckliche des Hergangsabfalls, der uns umtobte. Weder vom Wasser war etwas zu sehen oder zu hören noch vom Festland, und so hätten wir genau so gut meilenweit über dem Wasserflügel sein können. Dabei wußten wir, daß die Sonne schon mehr als zwei Stunden über dem Horizont stand.

„Im Speisesaal war alles weiß von einer dichten Staubschicht, während dicker Rauch die Luft erfüllte. Die Temperatur stieg sehr rasch, und was noch an Luft verblieb, wurde schwer, schwül und stickig. Unter Deck war es unerträglich, aber auf Deck war es noch schlimmer. Der Staub verstopfte die Nasenlöcher, riefelte uns den Rücken

hinunter und brannte in den Augen wie Sand, los an Deck.“

Als am Morgen des dritten Tages (8.) das Lager wieder ausblieb, kam man zu der Überzeugung, das Leben sei, die Bewohner von Kodai zu verkommen, in Anordnungen zu ihrer Sicherheit leichter durchzuführen könnten. Entsprechend fährt Kapitän Perry fort:

„Auf dem Gefahren wurde etwa um 1/2 Uhr das Lagerhaus am Kai geöffnet, und nach einiger Zeit mit einigen der angesehensten Bürger schickte ich mich in der Kirche Bescheid, alle Leute konnten auf der Insel vorher hatten viele an Bord Zuflucht gesucht.

„Ich berief dann die Offiziere des Schiffes, die Bürger zu einer Beratung. Unter letzteren waren sich ortsunkundige Lösen. Da alle Remonten waren, wir von der Kommandobrücke nichts sehen konnten, und das Schiff kaum Aussicht hatte, durch die enge Rinne zu kommen, ohne aufzulaufen, so beschloß ich lieber zu bleiben wo wir waren, und die Dinge zu herankommen zu lassen.“

„Um 1/2 Uhr nachmittags ließ der Aschenregen auf und der Himmel nahm eine rötliche Färbung an. Wie sich wurden die Gegenstände wieder schwach sichtbar.“

Die Asche, die in diesem Zeitabschnitt fiel, bildete



Das neue Weltwunder, das bei dem Ausbruch des Katmai entstanden ist: das „Tal der Zehntausend Dämme“. Unzählige Gumaolen entströmen dem überall gebohrten Boden. Diese ungewöhnlich große Naturkatastrophe unserer Zeit wurde von Prof. Griggs entdeckt und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten zum zweiten amerikanischen Naturpark erklärt. Amerikanische Finanziers machten sich, wie wir erfahren, bereits ans Werk, um diese an Schönheit der Landschaft nicht zu übertreffende und jetzt völlig ungesüheliche Gegend dem internationalen Reiseverkehr zu erschließen.

zweite Schicht der Ablagerung in Kodai, eine Schicht aus Asche von leuchtender Sonbrandfarbe, jetzt 11 1/2 Zentimeter hoch.

Als es so wieder hell wurde, sahen sich die Leute an sie fanden, daß „ganz mit Asche umfleeht und verklebt“ alles ihnen völlig fremd erschien.“ Diese Pause des Aschenregens hielt man für eine günstige Gelegenheit, sich dem zu machen, denn —

„Da ähnliche Erscheinungen sich gestern gezeigt hatten und noch immer häufig Erdstöße erfolgten, so fürchteten wir sehr, daß noch schlimmeres bevorstand.“

„Giltig berief ich einen Bürgerauschuß und kam zu Anhören verschiedener Meinungen zu dem Schluß, daß ein weiteres Bleiben wahrscheinlich sicheren Tod bedeutete, während Aussicht auf Rettung bestände, wenn der Rutter das Meer erreichte.“

„Infolgedessen wurden alle an Bord genommen dem amerikanischen Regierungskommissar, Brigadier Armstrong (der glaube, pflichtgemäß bleiben zu müssen) und drei anderen Männern. Wenn auch Armstrong zurückblieb, so schickte er doch seine Frau an Bord. Die Handlungsweise spricht für sich selbst. Nur Helden können ein solches Opfer.“

„1/2 Uhr nachmittags fuhr der Rutter ab. Kapitän Brown, ein alter und geschickter Kodai-er, brachte sich zweier Lotsen und leitete den Rutter durch die enge Straße. 3 Uhr 55 Minuten nachmittags an der Spitze dem äußeren Hafen, nachdem wir eine Peilung auf Insel Woody (Wood) genommen hatten, die uns die fährteste Weiterfahrt in See so gut wie sichergestellt, wenn uns die Finsternis erneut einhüllen sollte.“

„Sobald das Schiff ankerte, kam das Motorboot „Dora“ von der Insel Woody und brachte alle Besatzung 103 an der Zahl. Viele waren fast verhungert und durstet, während andere der Pflege der Ärzte und Krankenschwestern bedurften. An diesem Tag wurde an 486 Personen Speise und Trank ausgegeben, unsere eigene Nahrung abgerechnet, 414 erhielten ein Obdach. Das 72 wurden an Bord des Schleppers „Printer“ untergebracht, der mit der „Manning“ aus dem Hafen kam und dort vor Anker ging.“

Es waren schwere Leidensstunden, als der Rutter am Anker lag und man das drohende Unheil erwartete. Es war von den Anstrengungen des Überflandens und Rettungsarbeiten erschöpft; aber die Leute an Bord waren wenig zur Ruhe. Die Befehle gab zwar über die matten an Frauen und Kinder ab, da aber mehr als 500 Personen gleichen Alters und Standes an Bord waren, das nicht ein Viertel davon bequem unterbringen konnte, so war auf den überfüllten Decks Platz zu finden, wo man sich hinlegen konnte.

Während der Nacht des 8. begann wieder Asche zu regnen, und zwar bis zu einer nicht genau vermessenen Morgenröte. Dieser Fall bildet die dritte, oberste Schicht der Ablagerung in Kodai, eine Schicht aus Asche, die sich gesack hatte. Bevor die Luft nach diesem Aschenfall endgültig klar wurde, hatte Kodai zwei und drei Nächte hindurch eine eigentümlich ununterbrochenen Finsternis erlebt.

Von Hans Schulz, Berlin.
(Nachdruck verboten.)

Grund, der seine Flächen recht gut an

(Nachdruck verboten.)

Der nicht geeigneten Boden, so kann man vor-
her das Land mit Pflanzgruben, recht früh
im Frühjahr, und nach Reuten, Bohnen, Grünholz, Kohlrabi,
Kartoffeln, und nach Erdbeerenanlagen pflanzen. Die ab-
geerntete Fläche ist sofort der häufigen Bedeckung und
der eingetragenen Nährstoffe gewöhnlich recht kräftig und
zu beachten ist.

Die für Frühkartoffeln bestimmte Fläche soll im Winter bereits tief umgegraben und hierbei verrotteter Stallung, sowie solcher nicht vorhanden, und Komposterde mit dünnem Humus zu 2 Zoll vermischt, gleichmäßig verteilt eingebracht werden. Vier Wochen später bestreuen wir die Komposterde mit 10 Quadratmeter mit 600 Gramm Komposterde und 500 Gramm 40w%iges Kalidüngesalz. Die Komposterde und das Düngesalz werden gleichmäßig eingebracht sein. Vor dem Pflanzen der Frühkartoffeln mit pro 10 Quadratmeter 300 Gramm Schwefel und 100 Gramm Ammoniak aus, haben es ein und hatten die Fläche.

Die mit große Knollen, werden im Laufe des Februar
mittegroße Knollen, nach solchen zu Ausfaaten verwendet werden,
3 Zentimeter hoch ist Torfmull bedekt find, mit
Erde, so den Augen nach oben, nicht zu dicht,
nebeneinander auf diese Torfmullunterlage gesetzt.
Kisten werden dann hell und kühl gestellt (6-9 Grad),
sich die Keime langsam, kurz und gedungen ent-
wickeln. Sobald nach einigen Wochen die Keime
entstehen und ungefähr 1 Zentimeter lang sind, werden
zwischen den Kartoffeln befindlichen Pöhlräume eben-
falls mit Torfmull ausgefüllt und die Kartoffeln selbst
mit Torfmull bedekt.

ungefähr 2-3 Wochen vor dem Auspflanzen von Torfmullage angefeuchtet und bis zum Auspflanzen feucht gehalten. Die Feuchtigkeit regt die Wurzelbildung an, wodurch der Torfmull vollständig mit dem Gewurz durchwachsen wird. Wir haben dann zur Pflanzung von jeder Kartoffel einen kleinen Wurzelballen, der dieses Ansehen hat. Jedes Gedeihen erwarten läßt. Die Pflanzen selbst soll mit einem recht starken Pfanzholz erfolgen, das von den Ballen, ohne ihn zu benutzen, vorzüglich 12 Zentimeter tief in das Pfanzloch einlegen, Erde herumtun und diese zugleich auch andrücken können.

Bei kleineren Pflanzungen schließen wir die Pfanzlöcher durch Heranholen der Erde mit der Hand. Bei größeren Pflanzungen überlassen wir die Gesamtergebnisse. Die Pflanzweite betrage 45 Zentimeter Reihenabstand, und in den Reihen 30-35 Zentimeter Abstand.

Die besten frühesten Sorten empfehlen sich: „Erstling“, „Weißes Gold“, „Fleisch“, „Kaiserkrone“, absehbare tragende Frühsort mit schneeweißem Fleisch. Ferner ältere sehr erprobte Frühsorten: „Frühe Sechswochen“, „Frühe Rosen“.

zage Keime, bzm. das Weiterleiten der Karzin in tiefer mehr völlig verputzt, wenn sie mit einer neuen Schicht Steinhohlengrus bebedt werden. Der schmachd der Kartoffeln leidet durch dieses Hilfs-
burches nicht; und auch das Zusammenkrumpfen
dieses, da der Hohlengrus konservierend wirkt.
vollentfalten, die auf diese Weise aufbewahrt werden,
man bis spät in den Sommer hinein keimfrei und
gesund und schmachdlos erhalten. Der Hohlengrus
die Kartoffeln auch vor Weiterverbreitung der Fäul-
krankte Kartoffeln können ohne Pranthheitskeime
schwer ihrer Umoebung mitteilen.

ausfließen der Milch vor dem Melken ist ein milchgebiegender Kühe sehr viel verbreitetes Uebel, wenn nicht beizeiten seine Ursachen abgehehlet werden, können Entzündungen eintreten. Es kann einmal geschehen werden durch zu starke Ueberflüssigkeit des bei gleichzeitiger Erhitzung der Eignemuskeln, n durch starke Reibung des Euters beim Treiben beim Weidgang; endlich kann es eine Folge zu Lagers etc. Sehr milchgebende Kühe melken man einige Tage vor dem Kalben und nach demselben gleichmäßigen Pausen von etwa sechs Stunden. Beim Gang müssen die Tiere vor dem Austritt gelockert und – besonders während der ersten Tage der – täglich noch 2-mal drauhen auf der Weide. Stelle muß das Lager besonders unter dem Euter mit trockener, warmer Streu bedekt sein. Bei Erzeugung der Eignemuskeln ist eine mehrmalige sanfte Massage mit aufzunehmender Flüssigkeit, wie z. B. Weinsteinsäure, sehr zu empfehlen.

benutztes Hühnerfutter besteht darin, Erbsen, oder Weizen zu kochen, mit denen man die gleiche Menge zu Mehl zerstoßene Schwämme vermischt, sowie ein Teil Getreideflocken und zwei Teile gekochte Karotten. Das Ganze wird dann gut durcheinander gemischt, in kleinen Klößen geformt und so den Hühnern vorgesetzt. Dieses Futter wirkt sich recht günstig auf die Produktion aus.

Wir wissen, landwirtschaftliche und praktische Untersuchungen ergeben haben, ist es zweckmäßig, Rüben, Raps, Stiele, Ähre und Gräser auf 1–2 Zentimeter Tiefe unterzubringen, Roggen und Hafer auf 2–3 Zentimeter, Weizen und Buchweizen auf 4, Gerste auf 5 und Bohnen, Erbsen und Mais auf 6 Zentimeter. Allerdings können diese Zahlen nur für mittlere Feuchtigkeitverhältnisse in Betracht. Ferner können große Körner tiefer gelegt werden als kleine. Im leichtesten mürben Boden bedarf der Samen naturgemäß einer stärkeren Bedeckung als in tiefem, tonigen Boden.

Sich Saatgut beschaffen, bedeutet heutzutage für die meisten Landwirthe eine kaum zu überwindende Kapitalspannung. Die Frage, wie man sich selbst gutes Saatgut heranzuschaffen kann, ist heute genau so brennend wie in den Jahren des Krieges. Welches Korn erfüllt denn nun die Forderungen, die man an einwandfreies Saatgut stellt? Ganz allgemein gesagt dasjenige, das am besten ausgebildet ist. Dies besitzt einen durchaus triebfähigen Keimling und enthält auch den erforderlichen Nährstoffvorrat für die Zeit, bis die junge Pflanze von sich aus zu ernähren instande ist. Vielfach vertreten Landwirthe die Ansicht, daß das trockenste Korn unbedingt das beste Saatgut darstellt. Sie tun gut, ihre Meinung zu revidiren. Nicht jenes, sondern das, welches in der vollen Gelbreife geschnitten worden ist, liefert das ergiebigste und tragfähigste Saatgut. Bei dem trockensten Getreide hat man erfahrungsgemäß stets einen recht fühlbaren Verlust an Keimern zu beklagen. Fernerhin verdirbt sich bei zunehmender Reife die äußere Samenschale, wodurch der junge Keimling in seiner Entwicklung stark behindert wird. Die Reinigungsbauer erfährt gegenüber den Keimern der vollen Gelbreife eine Verzögerung, was wiederum mangelnde Widerstandsfähigkeit gegenüber tierischen und pflanzlichen Schädlingen bedingt. Das in der Gelbreife geschnittene Korn dagegen hat eine feine Schale, ist noch mehrkeimiger und fñhrt den Anfang der Saat um mehrere Tage ab. Dadurch wird einer Erstgöpfung der Wurzeln und an Mutterkeim vorgebeugt, und die Pflänzchen können sich schneller entwickeln. Es ist also unbedingt dem Korn der vollen Gelbreife als Vorrat der Vorrang einzuräumen.

Gewöhnlich ist der Verbrauch an Wäsche, besonders an Tischwäsche, Servietten und dergleichen, an den Festtagen so groß, daß man im Januar eine große Wäsche ansetzen muß. Wo man nicht im eigenen Hause wohnt, da muß man daran denken, sich frühzeitig Wäschelieferanten und Buben beim Portier, beim Verwalter oder Hauswirth zu bestellen. Gleichzeitig wird man sich bei Bedarf umgehend von den väterlichen Hülfskräften umsehen müssen.

Bevor die große Wäsche beginnt, suche man alles zusammen, was gewaschen werden muß. Man verfahre dabei recht gründlich und lasse bei der Föhnung auf schmutzige Wäscheleiste kein Kommode, keinen Korb und keinen Wäschebuff unbeachtet. Es macht immer Verrger, wenn man später noch irgendwo in einem Winkel ein schmutziges Wäscheleid entdeckt, das nicht mit in die Wäsche gekommen ist.

Meistenteils wird der Tag der großen Wäsche ein einfaches Mittagessen erfordern, das sich schnell zubereiten läßt und der Hausfrau und ihren Gefährten Zeit erspart. Es ist wünschenswert, daß man den Hausfrauen und die übrigen an dem großen Wäschest unbetheiligten Familienangehörigen rechtzeitig davon in Kenntnis setzt, damit es keine Enttäuschungen gibt.

Bei der Bäckerei selbst disponiere man so, daß jeder mitarbeitende Teil gewissermaßen ein eigenes Nestort hat. Damit verhindert man ein Gegeneinanderarbeiten und das so beliebte ewige Hin- und Herlaufen. Den Gehilfen so beliebt wie ewig hin- und herlaufen auf den Gaden, das schädigt die Arbeitsfreudigkeit, darum braucht es aber an einer aufrechten Kontrolle nicht zu fehlen.

Wer arbeitet, soll auch essen und sich gelegentlich ausruhen. Man richtet das so ein, daß diese Pausen gemeinsam sind, und daß die Vesper in einem geeigneten gemeinsamen Raum stattfindet. Die Waschküche ist kein geeigneter Raum.

hängt dann endlich nach schwerer vierundzwanzigstündiger Arbeit die Wäsche sauber auf dem Trockenboden, dann kann die Hausfrau mit einem Seufzer der Befreiung effstellen, daß sie es mit der großen Wäsche einmal wieder für einige Zeit geschafft hat.

E. St.

Im die in Schränken aufbewahrten Sommerachen vor
en gefährlich: Motten zu schätzen, stelle man eine Schale,
die eine Mischung von gleichen Theilen Schwefelkohlenstoff
und Benzin enthält, in die Schränke. Die allmählich ver-
unstehende Lösung tötet die etwa vorhandene Motten und
verbindet das Einzelnommen neuer. Nur muß man sich
hüten, der Schale mit einem brennenden Licht zu nahe
zu kommen, da die Erlosungsgefahr besteht.

Auch im Winter ist ein regelmäßiges Putzen der entfeuchterseifen erforderlich, wenn auch die im ungeheizten Zimmer an den Scheiben sprießenden Eiskümmen dies unmöglich zu machen seien. Wenn man aber zwei Löffel Salz in einem Liter warmen Wasser auflöst und mit dem eingetauchten Schwamm damit schnell über die Scheiben zieht, so sind die Eiskümmen bald verschwunden, und man hat die Fensterreinigung nach gewohnter Weise vornehmen.

Ein beliebter Zimmerschmuck im Winter sind die großen Wintergewächse, die mit ihren saftgrünen Blättern das Zimmer behaglich machen. Jedoch müssen sie sehr sorgfältig gepflegt werden, damit sie nicht die Blätter senken oder gar verlieren. Das Abbrausen von Zeit zu Zeit ist vielen bekannt und wird von Blumenfreunden auch besorgt, doch veräugme man ebensowenig, sie jeden Tag mit einer anderen Seite dem Licht zuzuwenden, um sie nicht schief wachsen zu lassen. Die Töpfe, die leicht schimmeln, müssen von Zeit zu Zeit abgerieben und abgewaschen werden. Beim Gießen achte man darauf, daß der Erdboden gut feucht ist, aber Wasser darf nie im Unterseier stehen, da sonst Fäulnis in den Wurzeltöpfen tritt. Um das Hartwerden der Topferde zu vermeiden und so den Wurzeln die Luftatmung zu erleichtern, empfiehlt es sich, die Erde täglich mit einer Gabel oder einem kleinen Spaten zu lockern. Um dem häufig im Winter auftretenden Eischimmel zu begegnen, bestreue man die Töpfe mit pulverisirtem Holzkohle. Bei sehr harten und dicken Blättern kann man zur Reinigung eine Gaseisenpote verwenden, sonst schraube man einen weichen Pinsel.

Die rauhere Jahreszeit bewirkt bei vielen Personen das Auftreten sästiger Frostbeulen, die theils offen und theils geschlossen sind. Ein einfaches, billiges und wirksames Mittel zur Befestigung der Frostbeulen bietet sich in der überhaupt leicht zu beschaffenden Bierwürze. Das mit Frostbeulen befallene Körperglied wird mit ungegohrenem Bier vorher zu Scrupulide eingelegt worden ist, bestrich, indem dies geschieht ist, wird über die bestrichene Stelle

lockere Baumwolle gelegt, die durch einen Leinwandverband befestigt wird. Auf diese Weise können auch Frostbeulen beseitigt werden, die älteren Ursprungs und mehrere Jahre alt waren. ¹⁾ ²⁾ ³⁾ ⁴⁾ ⁵⁾ ⁶⁾ ⁷⁾ ⁸⁾ ⁹⁾ ¹⁰⁾ ¹¹⁾ ¹²⁾ ¹³⁾ ¹⁴⁾ ¹⁵⁾ ¹⁶⁾ ¹⁷⁾ ¹⁸⁾ ¹⁹⁾ ²⁰⁾ ²¹⁾ ²²⁾ ²³⁾ ²⁴⁾ ²⁵⁾ ²⁶⁾ ²⁷⁾ ²⁸⁾ ²⁹⁾ ³⁰⁾ ³¹⁾ ³²⁾ ³³⁾ ³⁴⁾ ³⁵⁾ ³⁶⁾ ³⁷⁾ ³⁸⁾ ³⁹⁾ ⁴⁰⁾ ⁴¹⁾ ⁴²⁾ ⁴³⁾ ⁴⁴⁾ ⁴⁵⁾ ⁴⁶⁾ ⁴⁷⁾ ⁴⁸⁾ ⁴⁹⁾ ⁵⁰⁾ ⁵¹⁾ ⁵²⁾ ⁵³⁾ ⁵⁴⁾ ⁵⁵⁾ ⁵⁶⁾ ⁵⁷⁾ ⁵⁸⁾ ⁵⁹⁾ ⁶⁰⁾ ⁶¹⁾ ⁶²⁾ ⁶³⁾ ⁶⁴⁾ ⁶⁵⁾ ⁶⁶⁾ ⁶⁷⁾ ⁶⁸⁾ ⁶⁹⁾ ⁷⁰⁾ ⁷¹⁾ ⁷²⁾ ⁷³⁾ ⁷⁴⁾ ⁷⁵⁾ ⁷⁶⁾ ⁷⁷⁾ ⁷⁸⁾ ⁷⁹⁾ ⁸⁰⁾ ⁸¹⁾ ⁸²⁾ ⁸³⁾ ⁸⁴⁾ ⁸⁵⁾ ⁸⁶⁾ ⁸⁷⁾ ⁸⁸⁾ ⁸⁹⁾ ⁹⁰⁾ ⁹¹⁾ ⁹²⁾ ⁹³⁾ ⁹⁴⁾ ⁹⁵⁾ ⁹⁶⁾ ⁹⁷⁾ ⁹⁸⁾ ⁹⁹⁾ ¹⁰⁰⁾ ¹⁰¹⁾ ¹⁰²⁾ ¹⁰³⁾ ¹⁰⁴⁾ ¹⁰⁵⁾ ¹⁰⁶⁾ ¹⁰⁷⁾ ¹⁰⁸⁾ ¹⁰⁹⁾ ¹¹⁰⁾ ¹¹¹⁾ ¹¹²⁾ ¹¹³⁾ ¹¹⁴⁾ ¹¹⁵⁾ ¹¹⁶⁾ ¹¹⁷⁾ ¹¹⁸⁾ ¹¹⁹⁾ ¹²⁰⁾ ¹²¹⁾ ¹²²⁾ ¹²³⁾ ¹²⁴⁾ ¹²⁵⁾ ¹²⁶⁾ ¹²⁷⁾ ¹²⁸⁾ ¹²⁹⁾ ¹³⁰⁾ ¹³¹⁾ ¹³²⁾ ¹³³⁾ ¹³⁴⁾ ¹³⁵⁾ ¹³⁶⁾ ¹³⁷⁾ ¹³⁸⁾ ¹³⁹⁾ ¹⁴⁰⁾ ¹⁴¹⁾ ¹⁴²⁾ ¹⁴³⁾ ¹⁴⁴⁾ ¹⁴⁵⁾ ¹⁴⁶⁾ ¹⁴⁷⁾ ¹⁴⁸⁾ ¹⁴⁹⁾ ¹⁵⁰⁾ ¹⁵¹⁾ ¹⁵²⁾ ¹⁵³⁾ ¹⁵⁴⁾ ¹⁵⁵⁾ ¹⁵⁶⁾ ¹⁵⁷⁾ ¹⁵⁸⁾ ¹⁵⁹⁾ ¹⁶⁰⁾ ¹⁶¹⁾ ¹⁶²⁾ ¹⁶³⁾ ¹⁶⁴⁾ ¹⁶⁵⁾ ¹⁶⁶⁾ ¹⁶⁷⁾ ¹⁶⁸⁾ ¹⁶⁹⁾ ¹⁷⁰⁾ ¹⁷¹⁾ ¹⁷²⁾ ¹⁷³⁾ ¹⁷⁴⁾ ¹⁷⁵⁾ ¹⁷⁶⁾ ¹⁷⁷⁾ ¹⁷⁸⁾ ¹⁷⁹⁾ ¹⁸⁰⁾ ¹⁸¹⁾ ¹⁸²⁾ ¹⁸³⁾ ¹⁸⁴⁾ ¹⁸⁵⁾ ¹⁸⁶⁾ ¹⁸⁷⁾ ¹⁸⁸⁾ ¹⁸⁹⁾ ¹⁹⁰⁾ ¹⁹¹⁾ ¹⁹²⁾ ¹⁹³⁾ ¹⁹⁴⁾ ¹⁹⁵⁾ ¹⁹⁶⁾ ¹⁹⁷⁾ ¹⁹⁸⁾ ¹⁹⁹⁾ ²⁰⁰⁾ ²⁰¹⁾ ²⁰²⁾ ²⁰³⁾ ²⁰⁴⁾ ²⁰⁵⁾ ²⁰⁶⁾ ²⁰⁷⁾ ²⁰⁸⁾ ²⁰⁹⁾ ²¹⁰⁾ ²¹¹⁾ ²¹²⁾ ²¹³⁾ ²¹⁴⁾ ²¹⁵⁾ ²¹⁶⁾ ²¹⁷⁾ ²¹⁸⁾ ²¹⁹⁾ ²²⁰⁾ ²²¹⁾ ²²²⁾ ²²³⁾ ²²⁴⁾ ²²⁵⁾ ²²⁶⁾ ²²⁷⁾ ²²⁸⁾ ²²⁹⁾ ²³⁰⁾ ²³¹⁾ ²³²⁾ ²³³⁾ ²³⁴⁾ ²³⁵⁾ ²³⁶⁾ ²³⁷⁾ ²³⁸⁾ ²³⁹⁾ ²⁴⁰⁾ ²⁴¹⁾ ²⁴²⁾ ²⁴³⁾ ²⁴⁴⁾ ²⁴⁵⁾ ²⁴⁶⁾ ²⁴⁷⁾ ²⁴⁸⁾ ²⁴⁹⁾ ²⁵⁰⁾ ²⁵¹⁾ ²⁵²⁾ ²⁵³⁾ ²⁵⁴⁾ ²⁵⁵⁾ ²⁵⁶⁾ ²⁵⁷⁾ ²⁵⁸⁾ ²⁵⁹⁾ ²⁶⁰⁾ ²⁶¹⁾ ²⁶²⁾ ²⁶³⁾ ²⁶⁴⁾ ²⁶⁵⁾ ²⁶⁶⁾ ²⁶⁷⁾ ²⁶⁸⁾ ²⁶⁹⁾ ²⁷⁰⁾ ²⁷¹⁾ ²⁷²⁾ ²⁷³⁾ ²⁷⁴⁾ ²⁷⁵⁾ ²⁷⁶⁾ ²⁷⁷⁾ ²⁷⁸⁾ ²⁷⁹⁾ ²⁸⁰⁾ ²⁸¹⁾ ²⁸²⁾ ²⁸³⁾ ²⁸⁴⁾ ²⁸⁵⁾ ²⁸⁶⁾ ²⁸⁷⁾ ²⁸⁸⁾ ²⁸⁹⁾ ²⁹⁰⁾ ²⁹¹⁾ ²⁹²⁾ ²⁹³⁾ ²⁹⁴⁾ ²⁹⁵⁾ ²⁹⁶⁾ ²⁹⁷⁾ ²⁹⁸⁾ ²⁹⁹⁾ ³⁰⁰⁾ ³⁰¹⁾ ³⁰²⁾ ³⁰³⁾ ³⁰⁴⁾ ³⁰⁵⁾ ³⁰⁶⁾ ³⁰⁷⁾ ³⁰⁸⁾ ³⁰⁹⁾ ³¹⁰⁾ ³¹¹⁾ ³¹²⁾ ³¹³⁾ ³¹⁴⁾ ³¹⁵⁾ ³¹⁶⁾ ³¹⁷⁾ ³¹⁸⁾ ³¹⁹⁾ ³²⁰⁾ ³²¹⁾ ³²²⁾ ³²³⁾ ³²⁴⁾ ³²⁵⁾ ³²⁶⁾ ³²⁷⁾ ³²⁸⁾ ³²⁹⁾ ³³⁰⁾ ³³¹⁾ ³³²⁾ ³³³⁾ ³³⁴⁾ ³³⁵⁾ ³³⁶⁾ ³³⁷⁾ ³³⁸⁾ ³³⁹⁾ ³⁴⁰⁾ ³⁴¹⁾ ³⁴²⁾ ³⁴³⁾ ³⁴⁴⁾ ³⁴⁵⁾ ³⁴⁶⁾ ³⁴⁷⁾ ³⁴⁸⁾ ³⁴⁹⁾ ³⁵⁰⁾ ³⁵¹⁾ ³⁵²⁾ ³⁵³⁾ ³⁵⁴⁾ ³⁵⁵⁾ ³⁵⁶⁾ ³⁵⁷⁾ ³⁵⁸⁾ ³⁵⁹⁾ ³⁶⁰⁾ ³⁶¹⁾ ³⁶²⁾ ³⁶³⁾ ³⁶⁴⁾ ³⁶⁵⁾ ³⁶⁶⁾ ³⁶⁷⁾ ³⁶⁸⁾ ³⁶⁹⁾ ³⁷⁰⁾ ³⁷¹⁾ ³⁷²⁾ ³⁷³⁾ ³⁷⁴⁾ ³⁷⁵⁾ ³⁷⁶⁾ ³⁷⁷⁾ ³⁷⁸⁾ ³⁷⁹⁾ ³⁸⁰⁾ ³⁸¹⁾ ³⁸²⁾ ³⁸³⁾ ³⁸⁴⁾ ³⁸⁵⁾ ³⁸⁶⁾ ³⁸⁷⁾ ³⁸⁸⁾ ³⁸⁹⁾ ³⁹⁰⁾ ³⁹¹⁾ ³⁹²⁾ ³⁹³⁾ ³⁹⁴⁾ ³⁹⁵⁾ ³⁹⁶⁾ ³⁹⁷⁾ ³⁹⁸⁾ ³⁹⁹⁾ ⁴⁰⁰⁾ ⁴⁰¹⁾ ⁴⁰²⁾ ⁴⁰³⁾ ⁴⁰⁴⁾ ⁴⁰⁵⁾ ⁴⁰⁶⁾ ⁴⁰⁷⁾ ⁴⁰⁸⁾ ⁴⁰⁹⁾ ⁴¹⁰⁾ ⁴¹¹⁾ ⁴¹²⁾ ⁴¹³⁾ ⁴¹⁴⁾ ⁴¹⁵⁾ ⁴¹⁶⁾ ⁴¹⁷⁾ ⁴¹⁸⁾ ⁴¹⁹⁾ ⁴²⁰⁾ ⁴²¹⁾ ⁴²²⁾ ⁴²³⁾ ⁴²⁴⁾ ⁴²⁵⁾ ⁴²⁶⁾ ⁴²⁷⁾ ⁴²⁸⁾ ⁴²⁹⁾ ⁴³⁰⁾ ⁴³¹⁾ ⁴³²⁾ ⁴³³⁾ ⁴³⁴⁾ ⁴³⁵⁾ ⁴³⁶⁾ ⁴³⁷⁾ ⁴³⁸⁾ ⁴³⁹⁾ ⁴⁴⁰⁾ ⁴⁴¹⁾ ⁴⁴²⁾ ⁴⁴³⁾ ⁴⁴⁴⁾ ⁴⁴⁵⁾ ⁴⁴⁶⁾ ⁴⁴⁷⁾ ⁴⁴⁸⁾ ⁴⁴⁹⁾ ⁴⁵⁰⁾ ⁴⁵¹⁾ ⁴⁵²⁾ ⁴⁵³⁾ ⁴⁵⁴⁾ ⁴⁵⁵⁾ ⁴⁵⁶⁾ ⁴⁵⁷⁾ ⁴⁵⁸⁾ ⁴⁵⁹⁾ ⁴⁶⁰⁾ ⁴⁶¹⁾ ⁴⁶²⁾ <

Schlittschuhe reinigt man am besten durch Abreiben mit Petroleum, worzu man besonders, wenn sich hier oder dort Rostflecke zeigen, sollten. Sind die Rostflecke vernachlässigt worden, so muß man sich sehr eilig eingreifen, dann muß man eine Mischung aus Schwefelblüte und Del herstellen, die Flecke damit belegen und das Gemisch nach einigen Stunden entfernen, um nun mit weichem Leber nachzureiben. Sind dann noch Spuren sichtbar, so reibe man mit Sand- oder Schmirgelpapier nach, bis sie verschwunden, worauf mit Petroleum überpoltet werden muß.

Italienische Bouillon.

Man bereitet aus gutem Rindfleisch und Knochen eine Fleischbrühe, kocht sie mit drei Eiweiß und gibt Tapioka und Makaroni hinein. Dann werden Butter und Parmesanstücke zusammengeschwitz, man streicht dies auf Röstknittchen und serviert sie zu der Bouillon.

Für dieses Gericht können die Reste eines Schinken-
nochens vortreflich Verwendung finden. 1½ Pfund Schin-
ken, von dem das Fett abgeschnitten ist, werden feinge-
hackt. Dann schneidet man drei albatdene Semmeln in
Würfel, röstet sie in einer gebackten Zwiebel, und weicht
drei in Scheiben geschnittene, albatdene Semmeln in Milch
ein. Man drückt diese dann in einem Tuche aus, rührt
sie zu Brei, mischt den gebackten Schinken, die Semmel-
und Zwiebelwürfel, nebst drei Eiern, Salz, und der er-
forderlichen Menge Wehl hinzu, sticht dann die Klöße von
dem Teig ab, legt sie in siedendes Wasser und kocht sie
darin gar; wenn beim Anrichten übergießt man sie mit
brauner Butter.

Hierzu verwendet man vortheilhaft ein feißtes Rippentuch von einem atschachtlenen Ochsen. Die Rippstücken werden abgehauen, dann schneidet man Koteletten von etwa zwei Fingers Dicke, schlägt die Rippentuchstücke kurz ab und stopft diese ein wenig mit der Fläche des Backenfleisches. Sie werden dann mit Salz und Pfeffer bestreut, in Mehl gewendet und mit Butter in einer Pfanne bräunlichen Pfanne gelb werden, legt die Koteletten in einer gebräunten Pfanne, wenn sie gelb werden, in eine Pfanne und fügt einige Zwiebeln, wenig Wurzelwerk mit Mehl und soviel Fing. h und Bratenbrühe hinzu, daß die Koteletten bedeckt sind. So läßt man sie gut gedeutet auf kaffigen Feuer weich dämpfen. Sie werden danach aus der Pfanne genommen, der Bratenjaß wird entfettet, durch ein Sieb gegossen und mit ein wenig brauner Soße vermischt; dazu gibt man ein Glas Weißwein und etwa eine Saigne. Das Ganze läßt man unter stetem Rühren eintig kochen und gibt noch einige Kapern bei. Die Koteletten werden mit nur wenig Soße angerichtet; die übrige läßt man in der Sauce.

Nachdem man mürbe, seine Espäfel geſchält hat, be-
reit man ſie vom Kernhaſe, haſt ſie ſein, gibt geriebene
Zandeln, Porriſchen, Zuder, wenig geſtoſſenen Zwiebel,
Citronenſchale, etwas lauren Rahm oder einige Eßpöſſel
Zuſatz hinzu und rührt das Ganze gut durcheinander.
Dann backt man den dicklichen Brei in einer Pfanne
mit Butter gelb, beſtreut ihn mit Zuder und Zimmt und
eßt ihn warm zu Eiſch.

Echtes Porzellan.

Blauderei von F. Gebhardt.

Es war für uns Kinder immer ein Fest, wenn Mutter den Porzellankasten aufraute. Das für seltsame und löstliche Schätze bargen jene hölzernen Wände! Das Wertvollste war „Großvaters Tasse“ — schlanke, mit prächtiger Verzierungen innen und auf dem Untersatz, und bunter Handmalerei auf dem Oberkopf. Die zeigte eine Geisteslandschaft und davor eine Gruppe Träger, die einen stehenden auf dem Tragstuhl bergwärts befördern. Darunter a Hund! Eine Erinnerung an Großvaters Kisten-gehörte. — Großvaters Tasse ist noch einem zierlichen Kaffeegedächtnis aus Urgrümmertagen in die Hände des ältesten Bruders gekommen, der als „Erbsitz“ auf das alte Familienstück Anspruch erhob.

So ist es wohl oft, daß unter erwachsenen Geschwistern ein Streit entbrennt um den Besitz alten schönen Porzellans. Jedes möchte die Tassen mit den Löwenfüßen, die Kuchenteller mit dem durchbrochenen Rand, die zierlichen Weihen Schälchen haben. Die jüngeren, weil sie gerade heiraten, die älteren nach dem Recht der Erstgeburt. Echtes Porzellan aus einer berühmten Fabrik oder von Künstlerhand verziert, besitzt wirklichen Wert, und Liebhaber sowie Antiquitätenhändler zahlen dafür hohe Preise. Fast als Unglücksfall gilt es, wird einmal ein Stück des sorgfältig behüteten Services beschädigt oder zerbrochen, und die Hausfrau überläßt dessen Reinigung jemand anders als sich selber. Nur bei Festen kommt es zum Vorschein, wird von den Gästen bewundert und von den Hausgenossen mit Ehrfurcht behandelt. Das Familienporzellan gilt nicht weniger als der Familienschmuck.

Als echt gilt Porzellan nur, wenn es seinen Ursprung jenen Verhältnissen verdankt, die seit alters den Ruhm der Erzeugung des schönsten Porzellans besaßen. Schierlich hat Vöitger, der deutsche Erfinder des Porzellans, die Bedeutung gehabt, die seine Erfindung — besser Entdeckung gelegentlich seiner alchimistischen Versuche — erlangen würde. Hätte die mittelalterliche Goldmacherei weiter keine Erfolge gehabt als die Erfindung des Porzellans, so wäre ihre Verehrung dadurch schon erwiesen. — Unerfindbar war Vöitger freilich nicht. Schon vor seinen Zeiten war Porzellan als Erzeugnis Chinas bekannt, und Portugiesen hatten einige Stücke dann nach Europa gebracht. Sie waren aber selten, daß die Fürsten sie zu Geschenken verwendeten. August der Starke gab dem König von Preußen ein Regiment Dragoner für ein paar Tassen. Die erste Porzellanfabrik in Europa war Meissen. Dann entstanden die Manufakturen in Höchst, in Fürstberg (Braunschweig), Kopenhagen, Petersburg (unter Wessely) und an anderen Plätzen.

Ausgenommen die Porzellanplastik, die ihre eigene Kunstgeschichte hat, wird alles Porzellan erst durch die Malerei zum Kunstwerk. Die Porzellanmalerei kann herrliche Werke schaffen, wie die Münchener Sammlung von Porzellanmalereien in der Neuen Pinakothek beweist. Aber auch die Miniaturen in Berliner Museen entzünden durch Zartheit und Farbenpracht jeden Betrachter.

Eine schwierige Frage.

Von Dr. Elisabeth Bräunig.

(Nachdruck verboten.)

Im dem Zueinander von Mensch zu Mensch hat die Lösung der Frage „Wer zahlt die Zede?“ die vorerige Zeit von einer Berliner Zeitung zur Diskussion gestellt wurde, sicher schon manchen Schritten erwachsen lassen.

Es ist nicht uninteressant, ein paar Streiflichter auf dieses für das geistliche und wirtschaftliche Leben des einzelnen nicht unwichtige Thema zu werfen.

Für die Frauen der Vorgesellschaft war es eine Selbstverständlichkeit, sich in dem Besonderen an neutralem Ort als Gast des Mannes zu betragen. Es gab aber auch Mütter, die ihren Töchtern predigten: „Du wirst doch nicht für dich bezahlen lassen!“ Vielleicht weil sie aus einer mehr als „unvergüteten“ Anschauung heraus mit diesem Begriff ein „Se ne fais qu'au“ verbunden.

Die Welt von heute ist auf einen stärkeren psychologischen Grundton gestimmt, und die moderne Frau ist daher auch mehr geneigt, die Norm in eine individuelle Behandlung der Einzelfrage umzuwandeln.

Aus der Gewohnheit, für jedes noch so kleinste Lebensereignis aufzukommen, ergibt sich das eigene Bestreben der Zede als eine Selbstverständlichkeit. Man ist eben mehr auf Kameradschaftlichkeit dem Manne gegenüber eingestellt. In den Monatelast war ein gelegentlicher Kaffeehausbesuch mit eingeschlossen, und daß nun zufällig ein Mann der Partner ist, spielt in der Kalkulation keine Rolle. Wenn nun eine fein empfindende Frau sieht, daß ihre Gäste ihr noch an früheren Anschauungen hängendes Gegenüber peinlich berührt, wird sie nicht eigensinnig auf ihrem Prinzip bestehen, sondern sogleich über diese Nebenachtigkeit hinweggehen.

Ein wichtiger Faktor ist nun die intuitive Einstellung der Frau auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Mannes. Mit untrüglicher Instinkt wird sie beurteilen können, ob ihr Partner durch das Beziehen der Zede für zwei Personen in irgendwelche, vielleicht auch nur momentane Schwierigkeiten gerät. Wenn sie heute mit einem Künstler oder Literaten im Café sitzt, vorausgesetzt, daß er nicht gerade ein Koryphäe ist, — kann sie sich an allen fünf Fingern ablesen, daß er nicht gerade auf Kosten gebettet ist. In solchen Fällen wird sie die freie und selbständige Frau mit mehr Nachdruck betonen und das freundliche Aufleuchten in den Augen ihres guten Kameraden mit einem leisen, verstehenden Nicken quittieren.

Es bedeutet immer eine gewisse Beschränkung, von dem Geldbeutel eines andern, dessen Tiefen und Untiefen man nicht genau kennt, abhängig zu sein.

Ich besinne mich, daß ich eine Zeitlang regelmäßig mit einem Manne zum Mittag aß, der nicht gerade mit

Das schöne lichte Fenster.



Abb. 1



Abb. 2

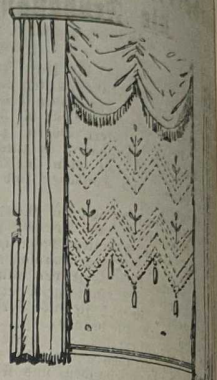


Abb. 3

Abb. 1. Fenstergarnitur mit Stiderel. Die hier dargestellte Fenstergarnitur, die für ein Speisezimmer gedacht ist, besteht in einer Scheibengardine mit gebältenen Quadraten sowie aus zwei Schals mit Stiderel und einem Querband. Für diese Teile verwendet man am besten naturfarbendes Leinen, während weißer Mull als Material für die Scheibengardine dient. Die beiden Mullteile sind je nach der Mitte zu auf die Breite des aus vier Quadraten bestehenden, gebältenen Einfasses eingekauft. Der Querband ist in der Mitte ebenfalls eingekauft und am Rand mit einer Perlfraße begrenzt, während die Schals mit einer breiten, im Stiel- und Strichstil angefertigten Vordrüse verziert sind.

Abb. 2. Scheibengardine aus Lini. Unsere

bildung veranschaulicht ein neuartiges, apertes Element für eine Scheibengardine. Die Mitte bildet ein Puffenstreifen, während die beiden Flügelteile, die dicht zusammengezogen werden, von schmalen Liniengrenzen sind. Unten hält sie je eine Bandgarnitur zusammen.

Abb. 3. Halbtor aus Lini mit Durchgehenden. Unsere Vorlage veranschaulicht einen Halbtor in der liebsten Fadenform, den man aus Erzählung oder dem maßigen Füllstück herstellt und mit gleichartigem Material in Fadenform durchzieht. Dem unteren, längeren Rand folgt eine Einzelreihe und nach einem größeren Raum eine Gruppe von drei Reihen, die sich etwas nach unten wiederholt. Jeder Faden schließt sich nach einem einmaligen an. Am unteren Rande Quasten.

schon immer geeignet war. Als Kavallerie des alten Schlages ließ er es sich aber nicht nehmen, die Zede zu bestreiten. Mit bedrückter die Sache außerordentlich, und aus lauter Angst, ihn zu stark zu belasten, wählte ich immer das Allerbilligste. Mehr als einmal blieb ich daher unter dem Vorwand, keinen Hunger zu haben, an einer Bodentür hängen und ging mit leerem Magen davon. Hätte ich für mich selbst bezahlen dürfen, so wäre ich wohl etwas mehr auf meines Leibes Notdurft bedacht gewesen. Und so wird es vielen anderen Frauen, die ein gewisses Verantwortungsgesühl in sich tragen, ebenfalls gehen.

Noch eine kleine Vertiefung meiner Mitgefühlswelt möchte ich hier einflechten. Man läßt heute so viel darüber, daß berufstätige Frauen, die ein gutes Einkommen haben, sich den Luxus eines armen Freundes leisten. Gewiß ist es im großen und ganzen ein mögliches Verhältnis. Wenn diese Frau nun aber vielleicht mit dem Manne ihrer Wahl aus dem Theater oder Konzert kommen und gern noch über die eben gewonnenen Eindrücke plaudern möchte, sollen sie sich da berufstätigen, als männlich versehen Frauen, von denen 90% sicher doch so gern nichts als echte Frauen wären, gestehen: Wie wundervoll ist es, sich einmal in die sorglose Schönheit einer Stunde gleiten zu lassen. Einmal sich umhert und von der Großzügigkeit eines unangelegten Lebenschnittes umgeben zu wissen. Nicht darüber nachzudenken, ob die kleinen Wünsche des Augenblicks sich mit den brutalen Forderungen des Alltags vereinen lassen.

Gast sein einmal! Nicht immer selbst seine Wünsche bewirken mit färglicher Kost. Nicht immer feindlich nach allem fassen; einmal sich alles gehen lassen und wissen: was geschieht, ist gut.

Die Dame setzt den Fuß vor.

Von L. v. Ramin.

(Nachdruck verboten.)

Sie soll einen bestimmten Wadweg entlanggehen und darauf warten, daß der Jäger, der den legendären Reichtum belauert, von Dunkelheit getrieben, zu ihr in den Wagen zurückkehrt. Sie ahnt nicht, daß sie angelockt wird, „den Fuß vorzusetzen“, wie es in der geheimnisreichen Jägerprache heißt, — daß sie gegen den Hirsch in einem Komplott mitarbeiten, ihn „drücken“ soll. Sie geht gehorham in ihren dünnen Schuhen durch die graugrüne Dämmerung, — geht langsam und gibt ihren Gedanken Laufzettel.

Als ich sechzehn war, hörte ich zum ersten Male „Siegfried“. Ich mußte damals noch nicht, daß jetzt genau so viel Mut dazu gehört, Wagner zu lieben, wie zu Mendelssohns Zeiten auf Papa Haydn zu schwören. — Ich war ganz unschlüssig, bewunderte alles und fand alles herrlich. „Selbige Debe“ sang der dicke Tenor, ehe er Brühlstraße auf ihrer Gefühlschouette entbunden durfte. Wie färgerte mir wilde Eile der Einfachheit über die Haut, es war, als ob die Spitze eines Eisapfels am Hühnerat entlangföhrte. Und ein ganz feiner Nachklang jenes unnenbaren Kete-a-ketes zwischen dem rosablenigen Siegfried und der seligen Debe umflammt mich jetzt.

Verflossen und beschwingend zugleich stehen die Stämme. Ich bin hier Erdringling, gehe rüchschavoll und beschließen meinen erlaubten Weg. Es wird rasch dunkler. Dämmerndes Schweißtauen. Nebelland ohne Son-

tur, — ist so das Zwischenreich, der Anwesenheit stender Geister, Aquarium der Seelen? Da bricht endlich ein Zweig, — ich erschreke, — ein bräunlicher Schweiß auf Ellenbeinen über schwarzem Rücken. Vor diesem außerleuchteten Gang verpackt mein Fieber trainierter Körper in hoffnungslose Schwere. Ich bleibe in höchster Bewegungslosigkeit, so in der Stellung von „Verzeihen Sie, Neh, wenn ich störe.“ Stille, — lauter Takt wie angewurzelt. Es hat mich verhalten, schreitet gemächlich weiter, zupft an Schlemmerhalsen an Feinschmiederschälchen, — verschwindet.

Nun denke ich an Hirsch. Nicht an den von oben, abend, der hoffentlich wieder davonkommt. Nein, — im allgemeinen. Das eiserne Objekt, das den Hirsch wie ewige Eitelkeit umgibt, ist, heißt: majestätisch, wie sie auf den schönen Bildern der Porzellanmalerei herzföhrten. So will sie das Publikum. Sie ist ein einmal die jungen Hirsche scheren? Wie die barmherzigen Holzschneide Fingerbadein, — genau so spielen sie, daß sie ihre Geweihe dazu nehmen. Dumm, jung, lächerlich, während die älteren immer aufmerksamer, immer misstrauisch dabei stehen. Könige, die ihre Krone sehr gern Gras legen möchten. Einmal erblicke ich eine Anzahl Rotwild auf weitgeschwungenem, laubem hügel, fahle Silhouetten auf dem weißblauen Grund des Himmels. Aus unbekannter Ursache erschreckt, stoße sie plötzlich, stürmen sie dahin, als stürzten sie der Sonne nach, — braune Flecke aus edlem Holz, eine ganze Schar fliehender Altdons, gehobte Ritter mit hoher Helmzier! Ach, allzu hoher Helmzier! Im rasenden Tempo ihrer Flucht schienen mir ihre Geweihe so unheimlich wie unsere heraldischen Lieberbleibsel im Tempo der Gegenwart. Wird nicht ihre nächste Internation aus überüberhängig geschwämmen Reminiszenzen romantischer Zeit eine Zuerstform à la Auto oder Flugzeug sein müssen? In Barock, in Renaissancehöfen prunkte die Nachtsehnender in würdiger Nachbarschaft von Wägen und Waffen. Aber kann man sich Hirschgeweihe im Barock zu Dessau oder auf einer Tapete von Bruno Paul vorstellen? ... Armer Altdon, laß dich abermals verwandeln!

Es wird sehr finster im Gehölz. Nur der Himmel glänzt hell zwischen den dunklen Stämmen des Waldes, — eine riesenhafte Klaviatur aus weichen, ebenholzschwarzen Tasten scheint den Fort abzuschießen. Ich will zum Wagen zurück. Keine selige Debe, — düstere Einfachheit umhaucht mich fast. Pflöcht ich der stumme Wald von feindlichem Leben erfüllt, — rasendes Knaden, Rascheln, Stampfen, Galoppieren belästigt — eine schwarze turbeineige Schar jagt gegen mich an. Keine Einfachheit ist mehr zu erkennen, — nur wirbelndes, gieriges Schnüffeln. Wölfschwein! Jetzt habe sie mich bemerkt: grunzend, schimpfend ändern sie die Richtung ihrer Eile, streben davon, — ein bewegliches, neibisches, zänkisches Nachtgeliächter! Noch weichen sie, ich sie toben und spalten. Fast waren sie so erschreckt wie ich. Mein Herz, der Tambour der Lebenserschütterung schlägt Geschwinnmarisch. Aber diese vorübergehenden Ochonomie hatte ihren Humor, einen derben, freudigen, knorrigen Humor, der aus Dämmergrau ein Lachen löste. Ach, und dort steht der Wagen.

Die Pferde wenden die finsternisdringenden Augen der Dame zu. „Befreundete Tiere!“ sieht sie dankbar, wie von alt der schönen, gehegten Kreatur der Welt. Ich lehne mich in die beschützende Wärme der Pferde. So warten sie. Dann taucht wie ein entzündetes Lichtes Gespenst die Gestalt des erfolglosen Jägers aus dem Dunkel, und die Treiberin malgert alle, die „den vorläufig“, begrüßt ihn mit höflichem Beileid.

Der Berliner Dohsentrieg.

Sämtliche Großhändler nur nicht zu wenig verdienen!

In der Reichshauptstadt ist in diesen Tagen ein Krieg ausgebrochen, in dem es sich ausnahmsweise einmal nicht um materielle Dinge, sondern um eine Differenz zwischen den Großhändlern und den Viehverversicherungs-Gesellschaften handelt. Diese Gesellschaften haben in der Kindviehverversicherung für das Jahr 1927 eine Unterbilanz von 100000 Mark aufzuweisen gehabt. Dies Defizit wurde ihnen bisher durch die Ueberflüsse aus den Schweineversicherungen gedeckt. Da sich aber die Schweinefleischpreise darüber beschwert haben, daß mit ihren Versicherungen die Ausfälle auf dem Kindviehmarkt nicht gedeckt werden, wollen die Viehverversicherungs-Gesellschaften jedes verzeichnete Kind einen Mehrbetrag von einer Million Reichsmark erheben, um von vornherein gegen den größten Verlust zu versichern. Diese Forderung ist aber nicht im Sinne der Großhändler, die diese den Boykott des Berliner Viehmarktes erklärt haben, bis sich die Versicherer-Gesellschaften zur Zurücknahme ihrer Forderung bereit finden. Dagegen versprechen sie der Berliner Bevölkerung ausnahmsweise Gefrierfleisch als Ersatz.

Die Erhebung der Versicherungssprämien ist so gering, daß die Großhändler den kleinen Ausfall gut und gern zahlen könnten. Statt dessen liefern sie kein Vieh an den Markt. Und noch der Berliner Konsument kommt nun eine Kindviehversicherung, diesmal allerdings nicht durch höhere Gewalt, sondern wegen der Gewinnlust der Versicherer. Sie behaupten nicht, daß das Vieh, das schon schlachtreif ist, noch für Tage nicht auf den Viehmarkt kommen kann und deshalb etwa entscheidende Seuchen ganz besonders gefährlich ist. Die dadurch entstehenden Verluste wären durch die laufenden Versicherungen gedeckt, aber die Seuchen würden das Vieh nur nicht, weshalb nicht die Versicherung als die gegebene Instanz eingreift.

Wieviel Verkehrsunfälle sind vermeidbar?

Gewinniger Verkehrssachverständige haben die 65 schweren Verkehrsunfälle des vergangenen Jahres auf ihre Ursachen hin geprüft und sind dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß 63 Fälle davon aus Fahrlässigkeit zu präsumieren seien. Zu einem großen Prozentsatz sind Unachtsamkeit der Radfahrer und des Publikums und Unachtsamkeit der Wagenführer die Ursache der Unfälle gewesen. Interessant ist die Feststellung, daß sich die Unfälle durch betrunkenen Wagenführer am schwersten ausgewirkt haben. Nach dem Urteil der Sachverständigen sind also von den 65 Unfällen wirklich unvermeidbar gewesen.

Ausstellung moderner isländischer Malerei in Lübeck.

Im Lübecker „Behn-Haus“ findet gegenwärtig eine Ausstellung moderner isländischer Malerei statt, die einen fast lindenlosen Ueberblick der jungen isländischen Kunst vermittelt. Die Ausstellung, die erste ihrer Art in Deutschland überhaupt, umfaßt mehr als 140 Gemälde und Zeichnungen namhafter zeitgenössischer isländischer Künstler. Asgrimur Jonsson, der fünfzigjährige, dessen Werke im verschwenderisch farbigen Aufbau der Landschaft liegt, der kräftige Jon Thorleifsson und Jon Steinarsson, der vielleicht bedeutendste isländische Maler der Moderne bilden mit ihren Gemälden die Hauptausstellung der Ausstellung.

Ein Würzburger Altmeister der Tonkunst gestorben.

In Würzburg ist dieser Tage der frühere Direktor des Würzburger Staats-Konservatoriums der Musik, Hofrat Max Mayer-Oberleben, im Alter von fast 78 Jahren gestorben. Am 5. April 1850 in Obershausen bei Bamberg geboren, besuchte er das Gymnasium und die Konservatorium vertiefte er sein Fachstudium, war dann an der Münchener Akademie unter Cornelius, Rheinberger, Hermann und Büllner die letzte Reihe. Am Brüsseler Konservatorium vertiefte er sein Studium, war dann lange Zeit als Theorielehrer in Weimar tätig und wurde bald darauf als Lehrer für Theorie und Klavier an das Würzburger Musikinstitut berufen; nach dem Ableben Meyers wurde ihm die Stelle des Direktors des Staats-Konservatoriums übertragen, die er 44 Jahre hindurch ununterbrochen inne hatte. Max Mayer-Oberleben war mit Franz Liszt und Hans von Bülow eng befreundet.

Ein tödliches Spiel uraufgeführt.

Im Kölner Kammer-Spielhaus erlebte das neue Spiel „Der zweite halbe Hahn“ von Michel Scherer, Franz Goebels, J. Th. Kuthmann und Franz Stegmann, Musik von Max Hammer Schmidt und Albert Schneider, seine stürmisch gefeierte Uraufführung. Die tödlichen tödlichen Bilder stellen die Fortsetzung des im vergangenen Jahre vor 88 ausverkauften Stückes dar. Die ersten beiden Hälften werden die Kölner in ihrer Weisheit charakterisiert. Natürlich mußten sich auch die führenden Männer der Stadt manchen bißigen, aber gut gemeinte Ironie gefallen lassen. „Der zweite halbe Hahn“ wurde ein Bombenerfolg.

Radolf von Delius 50 Jahre alt.

Der in München lebende Philosoph und Dichter Radolf von Delius konnte in diesen Tagen die Feier seines 50. Geburtstages begehen. „Ephemerum“, „Morgens des Lebens“, „Das Erwachen der Frauen“, „Gedanken der Welt“, und als jüngstes Werk „Die Maske des Mannes“ sind einige aus der Reihe seiner inaffektiven und stilistisch hervorragenden Schriften. Die Weltanschauung Radolf von Delius wurzelt in einem ausgeprägten Idealismus.

Theater-Fusion Coburg-Gotha?

Die schwierige Lage der Coburgischen Bühne hat die Möglichkeit einer Theater-Fusion mit dem Landestheater in Gotha, die von Gotha selbst aus angeboten

worden ist, zur Diskussion gestellt. Allerdings stehen die Forderungen, die Gotha stellt, vorläufig noch auf festigen Widerstand in Coburg. Danach soll nämlich zum gemeinsamen Intendanten für beide Theater der bisherige Coburger Intendant Dr. Körner ernannt werden. Das gesamte Personal soll zur Hälfte seinen Wohnsitz in Gotha und zur anderen Hälfte in Coburg nehmen, die Personallisten soll jedoch Coburg ganz allein tragen. Die Spielzeit soll man so einteilen, daß die eine Stadt von September bis Dezember und Juni und die andere Stadt von Januar bis Mai bespielt wird. Die Spielzeit soll alternierend in einer der beiden Städte beginnen. In Coburg sieht man besonders in den spielfreien Monaten eine Gefahr, da man annimmt, daß in dieser Zeit zahlreiche Gastspiele auswärtiger Theater stattfinden werden.

Die Dresdner „Gesellschaft für neuere Philologie“ lehnt die „Hamlet-Bearbeitung“ Hauptmanns ab.

Anläßlich der Jubelfeier des 50-jährigen Bestehens der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie setzte sich Professor Dr. Konrad Meier mit der Hamlet-Bearbeitung Gerhart Hauptmanns auseinander. Prof. Dr. Meier begründete ausführlich die Ablehnung der Gesellschaft gegenüber der Hauptmannschen Bearbeitung, bedauerte die Irrtümer und Mißverständnisse auf, die dem Bearbeiter unterlaufen seien, beleuchtete das Ueberflüssige der Zudichtungen Hauptmanns, der Umdichtungen des Schlegel'schen Textes und unterzog vor allem die einschneidenden Veränderungen in der Handlung einer kritischen Betrachtung; die sachliche Kritik Prof. Dr. Meiers, die von bedeutender Fachgelehrsamkeit zeugte, läßt die Hauptmannsche Bearbeitung in einem noch zweifelhafteren Licht erscheinen, als es bisher schon der Fall war.

Hirschberg-Jura 60 Jahre alt.

Der bekannte Schriftsteller Rudolf Hirschberg-Jura hat in München dieser Tage seinen 60. Geburtstag begehen können. Hirschberg, der aus der Jurisprudenz hervorgegangen ist, war längere Zeit als Schauspieler und später als Rezitator eigener Dichtungen in Wolzogens „Leberbreit“ tätig.

Ein verdienter Museumsleiter gestorben.

In Lüneburg ist dieser Tage im Alter von 80 Jahren Professor Theodor Meyer gestorben. Theodor Meyer ist 1847 in Lübeck geboren; er studierte in Göttingen und Berlin und war seit dem 1. Oktober 1872 ununterbrochen bis zu seiner Pensionierung am Lüneburger Johanneum tätig. Unter seiner Leitung hat das Museum sehr gewonnen; so ist die vorgeschichtliche Abteilung durch eigene Grabungen des Gelehrten bereichert worden, auch hat er mehrere wertvolle Museums-kataloge geschaffen.

Verstärkte Hoffnungen.

Anläßlich eines Vortrages, den der Generaldirektor der Reichsbahn, Dr. Dormmüller, kürzlich in der Berliner Industrie- und Handelskammer gehalten hat, sind mehrfach Nachrichten dahingehend in der Öffentlichkeit laut geworden, daß das schon lange diskutierte Zweifelhensystem der Reichsbahn in baldige Wirklichkeit werden sollte. Damit aber hat es noch gute Weile. Wir erleben es hier wieder einmal, daß Gerüchte mehr aus einer Rede entnommen, als sie tatsächlich enthält. Wie Dr. Dormmüller ausdrücklich betont hatte, sind diese Pläne über das Stadium der Erwägungen zur Stunde noch nicht hinausgekommen. Die Reichsbahn ist sich völlig jählich darüber, daß die längst angestrebten Reformationsbestrebungen sobald als möglich in die Tat umgesetzt werden müssen, aber gegenwärtig fehlen ihr ebenso die Mittel, wie auch die Freiheit des Willens, um diese Pläne zu verwirklichen. Die Reichsbahn als Hauptträger der Daveslasten ist in ihrer Bewegungsfreiheit stark gehemmt. Wir werden uns noch eine gute Weile gedulden müssen, ehe die Reformbestrebungen auf Schaffung eines Zweifelhensystems, deren Verwirklichung die Reichsbahn stets im Auge behält, Tatsache werden.

Männer vom Latzstock.

Dichtung und Wahrheit.

Von Georg Strelitzer.

(Nachdruck verboten.)

Bei dem harten Wettkampf, der jetzt hinter den Kulissen zwischen den Stabgehaltigen und Generalmusikdirektoren der Berliner Opernhäuser ausgetragen wird, ist es kein Wunder, wenn die Herren einander mit scharfen Augen ansehen und die Leistungen der verehrten und hochgeschätzten Kollegen kritischer mustern als sonst ein anderer. An boshaftem Witz läßt es zumindest keiner fehlen, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet.

Bruno Walter, der Generalmusikdirektor der Berliner Städtischen Oper, dirigierte einmal ein symphonisches Konzert, nicht ganz nach dem Geschmack Klemperers, der im Zuscherraum saß und fand, daß sein Kontur nicht zu sehr den Dreieckstakt unterstreicht. „Ein echter Bruno Walter“, sagte er in der Pause zu einem Bekannten. Der hatte, wie dies schon so üblich zu sein pflegt, nichts Gütigeres zu tun — kurz, eine Stunde später erfuhr Bruno Walter den Ausdruck seines Kollegen.

Bei der nächsten Klemperer-Aufführung stellte er sich als interessierter Zuhörer ein.

„Was halten Sie von dem neuen Direktor der Kroll-Oper, Herr Generalmusikdirektor?“ erkundigte sich eine wüßbegierige Dame im Foyer.

Walter zuckte mit den Achseln. „Alle Hochachtung“, meinte er dann, „ein ausgezeichnet — Stab-Klimperer — das muß man schon sagen!“

Zu Erich Kleiber, dem Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper, kam ein ungarischer Journalist. „Hat terem“, bat er, „ich möchte gern wissen, wen

er le von dem Dreigestirn Kleiber-Kemperer-Walter am ehesten Opernhimmel für den ersten Dirigenten halten?“ Kleiber dachte eine Weile nach. Dann sagte er: „Nach dem Alphabet kommt zuerst mein lieber Otto Kemperer, dann ich, dann lange nichts und schließlich Walter. Nach der Größe bin ich der — letzte. Nach dem Alter Bruno Walter der erste.“

„Jot, welche Beschaffenheit!“ rief der Journalist, „und nach den musikalischen Leistungen...?“

„Darüber muß ich leider die Kunst verweigern“, erwiderte Kleiber. „Einer von den genannten drei hat es mir kürzlich vor Freunden: Denkt euch, vorgelesen war ich bei der Generalprobe eines Konzertes, das die Konturrenz gab. Ihr wißt schon, wen ich meine. Ich kam etwas frisch daher. Die Musiker stimmten noch die Instrumente. Da ich keine Ahnung vom Programm besaß, ging ich zum Orchester und fragte den Konzertmeister H.: „Na, was dirigiert denn heute mein lieber H.“? Darauf zog der Konzertmeister die Achsel hoch und meinte: „Was er dirigiert, das weiß kein Mensch. Wir spielen halt die neunte Symphonie von Beethoven...“

• Anekdoten •

Poincaré und seine Karikatur...

In einer Pariser Ausstellung von Zeichnungen und Karikaturen hing leichthin auch eine solche des Ministerpräsidenten, die von dem bekannten und berühmten Maler Sem stammt, einem kleinen unscheinbaren Männchen, das unbedingt in der ganzen Aufmachung seiner Kleider und Haltung äußerst komisch, wenn nicht gar lächerlich wirkt. Der Ministerpräsident besuchte ebenfalls die Ausstellung und blieb stumm vor dem Bild. „Ist der Maler anwesend?“ fragte Poincaré mit drohender Stimme. Man holte den zitternden und lebenden Sem herbei. Feinliche Stille. Dann aber glättete sich das Präsidenten Stirn und er brach in ein lautes Lachen aus, darauf aufsteigend hatte die Erscheinung des kimmerlichen Männchens auf ihn gewirkt. Auch Sem verzog sein Gesicht zu einem Grinsen, und in aufrichtiger Aufwallung schüttelte sich beide Männer die Hände. Pariser Blätter berichten, daß Poincaré die Karikatur für 15000 Francs erworben habe.

Der Kamelhaarf Schuh.

Humoreske von A. Lechtenhagen.

(Nachdruck verboten.)

Frau Niedermeyer leidet seit Kindheitstagen an fallen Füßen. Um heuer gegen diese fesselnde Erscheinung gewappnet zu sein, hat sie von ihrem Mann sich ein Paar schöne Hausschuhe schenken lassen. Um genau zu sein: Es waren Kamelhaarschuhe, die vorn ein grünärbenes Bommelchen zierte. Die Bommelchen nahmen sich wirklich nett auf den Kamelhaarigen aus. Frau Niedermeyer hatte ihre helle Freude an den Schuhen.

Die Nachbarin kam, das Geschenk in Augenschein zu nehmen. Frau Niedermeyer brachte den Schuhkarton herbei und demonstrierte der Interessentin die prima prima Hausschuhe.

Wie es denn so ist, wenn Frauen beieinander sind, sie gerieten bald ins Plauschen. Frau Niedermeyer hielt den einen Schuh in der Hand und suchte ihn lustig mit dem Hochstiefel wild damit in der Luft herum. Welche Frau ereifert sich nicht, wenn die Themen Feuerung, unzulängliches Wirtschaftsgeld und der Statabend der Männer erörtert werden...?

Als die Nachbarin sich verabschiedete, gab Frau Niedermeyer ihr gewohnheitsmäßig die Hand, und... ja, um alles in der Welt, wo war denn der Hausschuh geblieben? Eben hatte sie ihn doch noch in den Händen gehabt. Frau Niedermeyer sah im Schuhkarton nach; dort war nur einer drin. Und nirgends sonst war der Schuh zu sehen. Ging das überhaupt mit rechten Dingen zu?

Die Nachbarin beteiligte sich am Suchen. Man leuchtete jeden Winkel in der Küche ab, sah an den unmöglichsten Orten, in Kästen und Schüben nach, rüdte Stühle und Stühle und verbatert sich den Lärm. Frau Niedermeyer, durch das lange ergebnislose Suchen nicht gerade freundlich gestimmt, gab eine gereizte Antwort. Von unten herauf klang die Drohung einer Beleidigungsklage. Ein Wort gab das andere, man brüllte sich gegenseitig an, das ganze Haus rüttelte sich zusammen und nahm leidenschaftlich Partei wider Frau Niedermeyer.

Der Schuh war und blieb indes verschwunden. Man stand vor einem Rätsel. Frau Niedermeyer geriet mit jeder Minute mehr in Aufregung. Sie suchte nicht mehr, sie wütete. Eine gefährliche Nervosität hatte sie übermannt. Schließlich schob sie der Nachbarin den verschwundenen Schuh in die „Schuhe“. Diese lief vor Kummer über diese unverkündete Zumutung rot wie ein Truthahn an und sparte nicht an giftigen Worten. Bald lagen sich die erregten Frauen buchstäblich in den Haaren. Das Kampfgelächter hallte laut im Hause wider. Man schickte einen Schupo herauf. Die beiden Frauen mußten gewaltsam auseinandergebracht werden. Der Schupo sah sich genötigt, zu Tritt in Anwendung zu bringen, um im Kampfe nicht zu unterliegen. Die Folge ist ein Prozeß wegen „Widerstandes gegen die Staatsgewalt“.

Am Abend gerieten die beiden Gemahnen aneinander. Die Frauen hatten sie aufgeführt. Die Kellerei endete mit einer Arretierung... Als Frau Niedermeyer in später Stunde, mehr tot als lebendig, sich zur Ruhe begeben wollte, weinte ihr aus Waldbmanns Mitleid der ominöse Schuh in zerfertigtem Zustande entgegen. Sie hatte ihn in der Hölle des Wortgefächels auf der Stuhl gelegt, und Waldbmann hatte von dort das Kamel sich zur Belustigung herbeigeht...

Auf einer mexikanischen Hacienda.

Reisebrief von Heinz Erich Blatte.

(Nachdruck verboten.)

Die Kolonisation des Schnellschlags Mexiko City bei Morelia läuft immer, wenn eine Station in Sicht kommt, fest der Geister das elektrische Vimmel-Instrument in Bewegung. Es klingt wie der helle Glockenruf einer Kapelle. Der Schaffner, mit dem ich mich während der Fahrt ein Weßchen unterhalten habe, schlägelt sich durch den Wagengang, klopfte mir freundlich auf die Schulter und jagt: „Senor, Sie müssen hier aussteigen. Und viel Vergnügen auf der Hacienda!“

Mexikanische Schaffner sind höfliche und gemüthliche Menschen, trotz der Pistole, die sie unter dem blauen Rock tragen. Sie sagen zu dem Fahrgast: „Würden Sie wohl die Güte haben, Ihre Billetts sehen zu lassen?“ Dann bekommt die Fahrkarte einen blauen Strich, und dem Reisenden wird ein Zettel an den Gürtel gesteckt, auf dem die Kilometerzahl des Reisezittels, nach der Entfernung zur Hauptstadt gerechnet, verzeichnet steht.

Mein Handgepäck steigt aus dem Fenster, direkt einem braunen Boy in die Arme, und während die Maschine schon fauchend anzieht, springe ich noch schnell auf den „Bahnsteig“. Der Stationsvorsteher, ein Hüne in Dombas, demeln und einem Respekt einflößenden Schiefseifen im Gürtel, begrüßt mich herzlich, als ob wir alte Bekannte wären. Ich folge ihm in das kleine Stationsgebäude und bekomme sofort einen Tequila (Agavenschnaps) vorgelegt, den Morfaster bedient, um den Zug der nächsten Station zu melden. „Er ist augenblicklich verzeilt, aber der Administrator weiß, daß Sie kommen, und hat schon alles vorbereitet.“

„Nun bien! Dann will ich mich mal gleich auf den Weg machen.“

„Erst noch einen Tequila. — Salud!“ Draußen vor dem Hause ist es ganz still geworden. Die malerisch geliebten Charras, für die die Ankunft eines Juges jedesmal eine sensationelle und höchst lebenswerte Angelegenheit bedeutet, sind wieder auf ihre Ranchos zurückgekehrt; nur einige Indianer stehen noch schweigend und unbeweglich da, als ob sie auf irgendetwas warteten. Auf allen mexikanischen Eisenbahnstationen sieht man solche „Pelados“, die wenig reden und den Anschein erwecken, als wären sie mit Worten beschäftigt, während sie in Wirklichkeit nichts anderes tun, als im Schatten des Stationsgebäudes in philosophischer Ruhe und Abgespanntheit dem hohen Mühsiggang zu fröhnen.

Eine kleine, zierliche Maultierbahn bringt mich zu dem zwei Kilometer entfernten Gut. Der Administrator empfängt mich mit dem landesüblichen „abrazo“, einer sächlichen Umarmung, und läßt mir durch den braunen Diener zwei Zimmer im Herrschaftshause anweisen.

Dieses Herrschaftshaus ist ein Palast und — eine Festung. Die Fenster sind sämtlich durch starke Eisenstäbe gesichert, und auch die Türen, die aus solidem Schmiedeeisen hergestellt sind, können im Ernstfalle jedem Steinmörser standhalten. Die 80 Zentimeter dicken Sandsteinmauern weisen außerdem zahlreiche Schießscharten auf, ebenso wie das flache Dach umgehende Brüstung. Das Ganze sieht ziemlich drohend aus und will eigentlich gar nicht recht zu dem friedlichen Eindruck passen, den die idyllisch verträumte Lage dieses Landgutes, der sich inmitten von Apfelsinen- und Palmenhainen wie ein Märchenhölzchen ansinnigt, hervorruft.

Nachdem ich mich unter dem Brausebad vom Reisetraub geläubert habe, werden sogleich die Pferde bestiegen. Der Administrator reitet mit mir kreuz und quer über das zehntausend Morgen große Gelände, zeigt mir alles, erklärt mir alles und behandelt mich mit jener übertriebenen, doch gutgemeinten mexikanischen Höflichkeit, der gegenüber es keinen Widerspruch gibt. Man muß geduldig aus großen Gläsern immer wieder den starken Tequila trinken, obwohl man jовiel Alkohol doch nicht vertragen kann, muß begeistert an dem offerierten Stücken Zuckerrüben knabbern, das widerlich süß schmeckt, und muß mit unbekannter Miene schwere, dunkle Zigaretten rauchen, die leider nicht jedes Grünhorn vertragen kann. Aber man freut sich doch über die große, ehrliche Deutschfreundlichkeit, der man gerade hier, im Innern des Landes, auf Schritt und Tritt begegnet.

In der Nähe des Herrenhauses, etwa zehn Minuten von der Bahnstation entfernt, stehen in buntem Durcheinander Ziegelhäuser und Lehmhütten. Hier wohnen die indianischen Arbeiter, der Postmeister, die junge hübsche Lehrerin, der Kramladenpächter und die Angestellten der Hacienda. Die meisten, mit Ausnahme der Indianer, tragen Pistolen, und hin und wieder gibt es auch eine Schießerei, die aber nicht immer tragisch auszulassen braucht. Vielmehr handelt es sich nur um ein harmloses In-die-Luft-Schießen, bei dem niemand zu Schaden kommt. Auch ein Vorkriegsgewaltiger ist da, ein alter härtner

weisse, der sich im Hauptberuf als Ochsenhirt betätigt. Wenn er geizig ist, als Vertreter der Staatsgewalt einzuschreiten — was er höchst ungern tut — schnallt er sich vorher einen riesigen Säbel um, worüber die naiven Indios sich jedes Mal totlachen wollen.

Morgens um fünf Uhr wird es auf der Hacienda lebendig. Die Indianer fangen mit dem Lasso ihre Arbeitstiere (Maultier und Ochsen) ein und ziehen auf Feld hinaus. Die Inspektoren reiten ihnen nach, schreiben draußen die Namen der Arbeiter auf und sehen ihren Schützlingsohnen liebevoll auf die Finger, damit sie ihren Tagelohn von 75 Centavos auch nicht zu leicht verlieren.

Am Sonnabend hat der Kramladenpächter alle Hände voll zu tun, denn an diesem Tage werden die Löhne ausgezahlt. Wie man mit 4.50 Pesos wöchentlich leben und sogar noch eine Familie ernähren kann, ist mir zu immer in Rästel geblieben. Aber die Indianer schaffen es und behalten sogar noch soviel übrig, um sich einen gehörigen Tequilaausschank aneignen.

Die Abende sind auf jeder mexikanischen Hacienda un- geheuer langweilig. Da spielt irgendeiner von den „Belados“ auf der Gitarre, und seine Kameraden singen dazu. Sie singen mit großem Stimmeneinsatz und so lange, bis endlich auch die Hunde rebellisch werden und sich mit feinerweichendem Geheul an den Darbietungen der musikalischen Erbauungsrunde beteiligen.

Ein Europäer, der nie längere Zeit auf dem Lande gelebt hat, kann sich nur schlecht an die primitiven und etwas rauhen Verhältnisse im Innern Mexikos gewöhnen. Ich hatte geglaubt, es eine ganze Zeitlang unter den Charras auszuhalten zu können. Als ich aber acht Tage auf der Hacienda zugebracht hatte, bekam ich plötzlich Sehnsucht nach Mexiko City, nach Automobilen, Kaffeehäusern, Verlebschungskonten und brüllenden Zeitungs- jungen, kurz: nach den brandenden Wellen der Großstadt und der Zivilisation. Und vierundzwanzig Stunden später verabschiedete ich mich mexikanisch, d. h. ich umarmte den gastfreundlichen Administrator Don Guillermino, packte mit etwas nervöser Hast meinen Koffer und dachte dabei schon an den unerhörten weichen Vulkanismus im Nachterreich, an ein opulentes Nebenbesein ohne Gilepfeffer und an ähnliche schöne Dinge, die es nun einmal auf einer mexi- kanischen Hacienda nicht gibt.

Die Pforte des Orients.

Brief aus Marseille.

Von Dr. Dr. Gerhard Benzmer.

(Nachdruck verboten.)

Rauhe Tage in der Nordsee, im Kanal und im Golf von Biscaya, bewegte Fahrt zwischen den Säulen des Herkules hindurch, und nun mit einemmal strahlender blauer Himmel und spiegelnde See. ... Hinter vertretene Felsenriffen taucht vor der Spitze des Schiffes ein Kranz rötlich glühender Berge auf. Noch während sich der Dampfer dem Lande nähert, entrollt sich das Bild einer großen Stadt, deren weisshelendes Häuserge- woge bald an nackten Kalkfelsen, bald an grünen Höhen emporsteigt: Marseille. Alles in dem prächtigen Gemäße atmet Fülle des Lichts, Klarheit der Farben, und mit wohliger Erquickung und selbst — erhebendem und beschwingendem Empfinden spüren wir es, daß uns der Süden in seine Arme genommen hat.

Kaum ist man ans Land getiegen, so füllt man sich schon von jenem eigenartigen, aus tausend unbeflimmbar Bestandteilen zusammengesetzt: Hauch angehaucht, wie er für den Orient charakteristisch ist. Freilich, Marseille, am provencalischen Ufer des Mittelmeers gelegen, vorörtet noch nicht recht eigentlich den nahen Osten; aber das eine spürt man schon nach kurzer Zeit: es stellt sich mindestens die Pforte des Morgenlandes dar. Farbige Hafenarbeiter räkeln sich am Kai und durch die elegante Hauptstraße, die Cannebiere, stürzt ein Völkergemisch, wie es bahnlos nicht gedacht werden kann. Neben dem beweglichen Zirkus der Spahi, der braune Kolonial- offizier, der in seinem weißen Turban würdevoll einher- schreitet, und in dessen Erscheinung das Wort von der Gleichberechtigung aller Rassen und Hautfarben Fleisch geworden ist. Neben dem Marokkaner in weitem wallenden Burnus der Ischereffe mit Dolch und hoher Fellmütze. Griechen und Italiener, Türken, Levantiner und Neger oerovollständigen die polyglotte Völkerversammlung, in der dem Fremden besonders die große Zahl mulattifizierter Typen auffällt.

Zwischen den Tischen der offenen Cafes, die ihre Stühle weit auf die Straße hinausgestellt haben, schießt Bettelvolk einher, mit abenteuerlichen Lumpen bedekt. Zeitungsverkäufer rufen die noch druckfrischen Blätter aus. Araber und Araber suchen anfängerhafte Fremde mit Tep- schen anzuschmieren. Schwarzhäutige Bengels, mit ge- heim Bild das Greenhorn erkennend, schwärzen mit un-

glaublicher Beharrlichkeit dem unglückseligen Vergnügungs- reisenden, der in Marseille einen Tag von den Dampfer- bindern ausruht, einen trübseligen Papagei oder einen verlaufenen Affen auf.

Hier, in der Cannebiere, macht Marseille einen ganz großstädtischen Eindruck. Aber das Bild ändert sich gar bald, wenn man einen Blick in diese und jene der Seiten- Cannebiere zum Alten Hafen wandert, auf den die Straße und das Reich des sechshundert Volkes beginnt; jenes Reich, das nach Tang und Algen, nach Fisch und Tran, nach Teer und Lössfarbe duftet, und in dessen Atmosphäre nichtsofortwenger ein pridelnder Hauch ferner fremder Länder mitwirkt.

Vor kaltschubbedeckten weißen Felsen-Forts, vor den gewaltigen Ecktürmen der Hochfeste, die die beiden Ufer des Alten Hafens miteinander verbindet, wächst ein Wald von Masten empor. Hunderte von Seglern und Ankerbooten, Fischerkähnen und Motorbooten, Kuttern und Pinassen schaukeln auf unratenerfüllter Flut. Muschel- verkäufer halten ganze Berge salzduftender Krustentiere feil: Muscheln und Muscheln, Schnecken und Tintenfische. Hummern und Langusten. Vorbei an zahllosen Aller- weltbildern mit jenem bunten Kram, ohne den der See- mann nicht leben kann, vorbei an Wurstbuden und Schnell- photographien, an Eisbuden und Limonadenständen, an Straßenbädern und Augenheilkundern, an Matrosenbars und Restaurants, in denen das Marseiller Nationalgericht, die Bouillabaisse, ein farbiges, würziges Fisch-Zusammengedochtes serviert wird, gelangt man in die Altstadt, die mit wirt- schaftlichen und budlichen Gassen den Alten vom Neuen Hafen schneidet. Unrat häuft sich in den Straßen, schmutzige Kinder spielen in den Gassen, durch winzige Fenster halb- verfallener Häuser blickt man in trübselige Stuben, steht

Schmiede und Schreiner, Regentmüßer und Schorn- fteinherrinnen und Mänterinnen bei der Arbeit. ... das Häuergewirr sich öffnet, ringt dem Besucher den Ge- heimnis des düsteren Schmiedes und des dunkelblauen Schmiedes entgegen, auf dem dunkelblauen Schmiedes- kamin ihre Schätze zum Verkauf anbieten.

Eine Fahrt mit der Schiffebrücke über das Becken des Alten Hafens, und vor dem Fremden tritt sich das Becken auf mächtigen nackten Kalkfelsen das Wahrzeichen der Stadt: die Kathedrale Notre Dame de la Garde. ... allein Stätte des Kults, sondern mit dem weithin sicht- baren Muttergottesbild auf der Turmspitze auch wichtiges Wahr- zeichen für die Marseiller ankernden Schiffe: ... Innerer der Kirche, die mit zahllosen Kriegesdenkmälern mehr einem Armeemuseum als einem Gotteshaus im- biert wenig genug. ... Im so prächtiger aber ist von Festenterrasse der Blick über Marseille und das Meer dehnt sich, wie aufgefaltetes Spiegelglas, das Meer schon um die Jahrtausendende das Fest ihres zweihun- dertjährigen Bestehens feiern konnte und rühmen darf, älter als das „ewige“ Rom selbst. ... Da liegt er, der Alte Hafen, der Lacdon der Stadt vom hellenischen Gestade hierher kamen und das Rasthaus gründeten. Da ruhen im neuen Hafen zu ... der gewaltigen Kathedrale La Major, die Ozeanbe- r von ihren Reizen aus und rufen zu neuen Fahrten liegen sie alle, die kleinen und großen Schiffe, die Schätze des nahen und fernen Orients, den Ueber- fluss des Landes, insbesondere Seide und ... und Spirituosen, Autos und Chemikalien, Parfüms und die zahlreichen in Marseille selbst hergestellten ... eintausenden. Und nicht gering ist die Zahl der Fremden, denn Marseille, dessen Bedeutung als Seehafenplatz seit der Eröffnung des Suezkanals und seit dem An- wuchs des Verkehrs mit den französischen Besitzungen in Afrika gewaltig gehoben hat, ist der erste Hafenplatz in Frankreich, und mehr als ein Drittel des gesamten französischen Außenhandels nimmt seinen Weg über die Stadt, der als Mittelmeerhafen höchstens Genoa Konkurrenz bietet.

Ausstellung Münchner Maler in Amerika.

Zum ersten Male nach dem Kriege findet in Chicago eine Gemäldeausstellung von Münchner Malern statt. ... Carl Mos, Dill, Raoul Frank u. a. sind mit ihren Bildern in dem „Art Institute“ in Chicago, dem Haupt- museum der Stadt vertreten. Unter den ausstellenden Künstlern sind einige von den großen Ausstellungen in Vortriebszeit in St. Louis und San Francisco in Ameri- ka bekannt, die meisten aber sind zum ersten Male in USA. vertreten. Die Ausstellung steht unter dem Patronat des ehemaligen Kronprinzen von Bayern.

Schnapschmuggel im — Unterseeboot.

Der Kampf zwischen den amerikanischen Prohibitions- behörden und den Schnapschmugglern wird auf beiden Seiten mit den modernsten technischen Mitteln geführt. ... Um Mittel und Wege, den Prohibitionsbehörden es zu ermöglichen zu schlagen, scheinen die Schnapschmugg- lerbündel nicht in Verlegenheit zu kommen. Die ge- wöhnlich zu arbeiten, erhebt aus einem Bootsfuß, das die Prohibitionsbehörde vor der Floridaküste der Schnaps- stoffe in die Hände gefallen ist: sie konnte nicht ein — Tauchboot der Schmuggler tapern. Das Tauch- boot konnte vermöge seiner Luftkissen unter Wasser schwimmen, und wurde sogleich von einem Schnellboot der Schmuggler in Schleppe genommen. ... In Verzuge, so wurden die Leinen gefasst und das kleine wasserschnelle Fahrzeug fuhr: ... Auf der Luft fuhr, suchte das Schnellboot der Schmuggler das Tauchboot wieder auf. ... Nach diesen Erfahrungen wird der amerikanischen Prohibitionsbehörde wohl nichts übrig bleiben, als selbst eine Unterseebootflotte in den abgeleiteten Dienst der Trodenlegung zu stellen.

Die Zeitung erstickt das — Gedächtnis.

In London griff die Polizei eine Frau auf, deren Identität trotz aller Nachforschungen nicht festgestellt werden konnte, da sie völlig geistesgestört ist. ... öffentliche: „Daily Mail“ das Bild der Frau mit der Unterschrift: „Wollt Ihr helfen, mich zu erkennen?“ ... reits 48 Stunden später waren die Personalien der armen Kranken auf Grund von Anzeigen aus dem Osten Eng- lands festgestellt.

Eine Scheidungsstudie.

Der Krieg mit seinen demoralisierenden Folgeer- scheinungen wird wohl in erster Linie mit der Grund für die starke Zunahme der Scheidungen in allen Ländern sein. ... Nach den letzten Statistiken hält den Rekord immer noch Amerika. Dort hat sich der Fall zugetragen, dass ein Mann von 4400 Einwohnern mit ungefähr 120 Scheidungen in einem Jahr 82% dieser Ehe in den doppelten Zeitraum wieder getrennt werden mußten. ... taum zu überbietende Zahl.

200 Jahre Dresdner Zwinger.

Die Museen im Dresdner Zwinger begehen in diesem Jahre die 200-Jahrefeier ihres Bestehens. ... Jahre des Starke, der eine besondere Vorliebe für Orangen- bäume besaß, hatte eigentlich der Bau einer Orangerie vorgeschwebt, als er seinem Landbaumeister Daniel Meißner das Doppelmann im Jahre 1709 mit der Errichtung des ersten Teils des heutigen Zwingers beauftragte. ... dann späterhin in Pillnitz, Großschloß und Barockhaus Orangerien entstanden und von Dresden aus mit Orangen- bäumen besetzt wurden, brachte man in den leeren, neuen Räumen zunächst die Bibliothek und dann die Naturhistorischen Sammlungen unter; 1727 war die völlige Um- wandlung des Zwingers in ein Museum erfolgt.